Należytość pocztową opłacono ryczałtem
Die Postgebühr ist bar bezahlt.

Erscheint wöchentlich

Ost-Deutsches Volksblatt

Bezugspreis: Jährlich: Polen 12 zł, Deutschland 10 Gmk, Amerika 2½ Dollar, Tschechoslowakei 80 K, Oesterreich 12 S. Vierteljährlich 3.00 zł, Monatlich: 1,20 zł.
Einzelfolge: 30 Groschen.

Enthält die amtlichen Mitteilungen des Verbandes deutscher landwirtschaftlicher Genossenschaften in Kleinpolen z. s. z o. o. we Lwowie, wöchentlich die Beilage „Der deutsche Landwirt in Kleinpolen" und die Monats-Bilderbeilage „Heimat und Welt".
Schriftleitung und Verwaltung: Lwów (Lemberg), Zielona 11. Telefon 106-38
Postscheck-Konto: Warszawa (P. K. O.) Nr. 145 303 — Wien (Dom-Verlagsgesellschaft m. b. H. Lemberg) Nr. 105 664. Lwów (P. K. O.) Nr 500 540 — Leipzig (Dom-Verlagsgesellschaft m. b. H. Lemberg) Nr. 45 762.

Folge 38 — Lemberg, am 17. September (Herbstmond) 1933 — 12. (26.) Jahr

Bei jedem Aufstehen stelle dir die Frage:
Was tu ich Gutes an dem heut'gen Tage?
Und denke, wenn die Sonne geht, sie nimmt
Ein Stück des Lebens mit, das mir bestimmt.
(Indisch.)

Versunkenes und versinkendes deutsches Volkstum

Von Fritz Carl **Badendieck.**

Daß die Geschichte der Völker ein ewiges Aufsteigen und Absinken darstellt, daß Stämme und Staaten versinken und bestenfalls nur den Glanz ihres Namens und ihr geistiges Erbe zurücklassen, ist eine biologische Tatsache, deren Verlauf und Gesetzmäßigkeit zu erforschen die Aufgabe der geschichtlichen Wissenschaft ist. Das deutsche Volk gehört trotz seiner tausendjährigen Geschichte und trotz mancher nachdenklich stimmenden Erscheinungen aus dem Gebiete der Arterhaltung und Artvermehrung, seiner Lage wie seiner geistigen Entwicklung nach immer noch zu den jungen Völkern, trotzdem es unendlich viel bestes Blut und wertvollen Boden an die Umwelt abgegeben hat. Es scheint geradezu eine Form der Berufung des deutschen Volkes zu sein, von seiner Kraft und Fülle freigebig zum Schaden der eigenen Lage an die fremde, feindliche Umwelt abzugeben. Das Wort vom Kulturdünger enthält über seine bittere Nebenbedeutung hinaus in bezug auf die deutsche Volksgeschichte, die ja nicht durchweg mit der deutschen Staats- oder Staatengeschichte zusammenfällt, eine geradezu schicksalhafte Wahrheit: Solange es ein deutsches Volk gegeben hat, ist immer wieder deutsches Blut und deutscher Geist rings in die Welt versickert, hat fremde Welten befruchtet und ist häufig selbst dabei zugrunde gegangen. Die Kolonisation ist geradezu der Sinn der deutschen Geschichte. Aber nur in bescheidenem Ausmaße sind die Früchte dieser Kolonisation dem deutschen Volke selbst zugute gekommen, fast nur dort, wo diese Kolonisation ein bewußter organisierter Einsatz war und auf die Dauer gegen eine fremde Gegenwehr gehalten werden konnte, die eben den „Kulturdünger" annahm, aber die Erhaltung der eigenständigen Form des neuen Lebens verhindern wollte.

Von der Völkerwanderung im Frühlicht der Geschichte, von dem Ausströmen germanischen Volksgutes über Italien, Frankreich, Spanien bis Nordafrika soll hier nicht die Rede sein. Ein „deutsches" Volkstum gab es in jenen Zeiten ja noch nicht. Nur Namen sind von diesem ersten gewaltigen Einsatz unseres Blutes übrig geblieben: der Name Frankreichs, Andalusien, Vandalusien, der Lombardei-Langobardei. Und jeder Besucher Norditaliens freut sich heute noch der hohen Gestalten und blauen Augen, die er dort immer wieder antrifft. Und der geistige Heros Italiens, Dante, trug den Namen Alighieri-Aldiger. Das Führerproblem Rußlands ist von den Nuriks an bis zur letzten Zarenfamilie immer wieder ein deutsches Problem gewesen. Fast der gesamte Adel Europas geht auf germanische Abstammung zurück. Tragisch ist es, daß sich gerade der deutsche germanische Bluteinschlag in anderen Völkern immer wieder mit besonderem Leistungseinsatz gegen das deutsche Volk selbst gekehrt hat. Man denke nur an die Bedeutung des Baltentums in der russischen Führerschicht, an die Rolle deutscher Bluts- und Geisteseinflüsse bei der Gestaltung des tschechischen Volkes und an das Deutschamerikanertum.

Wir können im Rahmen dieses Aufsatzes das weite und traurige Feld der deutschen Volksverluste nur mit langausgreifenden Schritten abschreiten. Wir wollen einige Beispiele geben und dann kurz einige Folgerungen daraus ziehen.

Die deutsche Ostkolonisation ist ein gewaltiger Torso eines noch gewaltigeren Traumes geblieben, dessen Verwirklichung bei einem bewußten und klugen Einsatz der deutschen Volkskräfte sicherlich geglückt wäre. So stehen heute noch von Ostpreußen bis zur Narwa, von Wien bis zum Schwarzen Meer stolze, teilweise geborstene Pfeiler, die den Brückenbau dieses Mittel-Osteuropäischen Reiches hätten tragen können, die aber heute noch mehr als nur Ruinen und Denkmäler sind und als blühende, starke Lebensinseln Unterbau einer gewandelten, von der imperialen Gestalt mittelalterlicher Möglichkeiten völlig abweichender raumpolitischer Zielsetzung sein müssen.

Wie weit der Bereich deutscher Ostgeltung einst gewesen ist, das beweist die Tatsache, daß fast alle Städtegründungen des Ostens deutsch waren. Wer erinnert sich heute daran, daß Krakau, Lemberg Stätten einer selbstbewußten deutschen Bürgerkultur waren. In den letzten zwei Jahrhunderten des Mittelalters gab es zwischen Lemberg und Krakau keinen größeren Ort, der nicht deutsch war oder doch viele Deutsche unter seinen Bewohnern zählte. Unter den mehr als 800 bekannten Stadträten von Krakau waren in der Zeit von 1289 bis 1507 nur ganz wenige Nichtdeutsche. Die Stadtbücher waren lange Zeit hindurch nur deutsch geführt. In der von deutschen Meistern erbauten und geschmückten Marienkirche wurde bis ins 16. Jahrhundert nur deutsch gepredigt. Wer erkennt in der Lemberger („Lemburger") Vorstadt Zamarstynow die Gründung des deutschen Sommerstein? In Kulparkow Goldberg? Wenn man demgegenüber auf die vielen slawischen Namen im ostelbischen Deutschland hinweist, so ist festzustellen, daß im slawischen Osten fast überall die Geschichte in ihrer kulturellen und organisierten Substanz erst mit dem Eindringen der deutschen Kolonisation beginnt, während im ostelbischen Deutschland die slawischen Namen eine Zeit der dumpfen Geschichtslosigkeit bezeichnen.

In **Prag** sprechen heute noch alle Steine, soweit sie Geschichte, Kultur und Kunst verkünden, die deutsche Sprache, und der Veitsdom, der Name Peter Parlow, Dietzenhofer, die Gründung der ersten deutschen Universität im Jahre 1348, die Schaffung der ersten deutschen Bibel besagen genug. 1856 hatte Prag noch 73 000 deutsche Einwohner unter 123 000, deutsch war die Sprache der Gebildeten schlechthin. Heute leben unter 725 000 Einwohnern noch etwa 50 000 Deutsche.

In Ungarn sind die Magyaren durch die Deutschen vom nomadischen Reitervolk ein seßhaftes Kulturvolk geworden. Erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts setzte der sprachlich nationalistische Gegendruck ein. Die ungarische Hauptstadt Ofenpest war vor dem Mongoleneinfall schon ein großer deutscher Ort. Das deutsche Ofener Stadtrecht wurde vom 14. Jahrhundert ab die bedeutendste Rechtsquelle Ungarns. 1249 bis 1439 gab es in Ofen nur deutsche Stadtrichter, von den Ratsherren mußten 10 Deutsche sein, die Eide wurden in deutscher Sprache geleistet. Nach Vertreibung der Türken begann die zweite deutsche Kolonisation. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ist Ofen und Pest im Kern noch ziemlich deutsch geblieben. 1812 wurde in Pest ein großes deutsches „Nationaltheater" eröffnet. Seit 1872, der Vereinigung von Ofen und Pest zu einer Doppelstadt, vollzog sich dann die Magyarisierung in schneller Folge.

Was sagen uns diese Betrachtungen, die sich leider bändeweise fortsetzen lassen? Das deutsche Volk hat bis zur Gegenwart in sträflichem Leichtsinn mit seinem besten Volksgut gewüstet. Aber wir sind als Volk nicht verloren, sobald wir unsere Lage begreifen, sobald wir einsehen, daß nicht zufällige Staatsgrenzen Deutsche von Deutschen trennen, sondern daß gerade für unser zu einem Drittel außerhalb des Reiches lebendes Volk die Pflicht besteht, daß jeder sich für jeden verantwortlich fühlt.

Wochenrückblick

Fast in allen Ländern der Erde ist ein Ausgleich der Staatseinnahmen mit den Staatsausgaben schwer zu erreichen. Jedes Land wendet verschiedene Methoden an; auch der polnische Staat kämpft seit Jahren damit. Die Einnahmen sind seit dem letzten Haushaltsjahr mit halbwegs guter Konjunktur (1929/30) von rund 3 Milliarden Zloty auf rund 2 Milliarden (1932/33) zurückgegangen, die Ausgaben in der gleichen Zeit von rund 3.1 Milliarden auf 2¼ Milliarden. Im laufenden Rechnungsjahr beträgt die Differenz zwischen Ausgaben und Einnahmen nach der amtlichen Angabe durchschnittlich monatlich 25 Millionen Zloty. Die Regierung hat eine innere Anleihe aufgelegt, die 120 Millionen Zloty beträgt. Um aber einen tatsächlichen Ausgleich zu erreichen, werden die Ausgaben verringert werden müssen. An eine Kürzung der Beamtengehälter ist wohl nicht mehr zu denken, nachdem der Finanzminister eine solche abgelehnt hat. Wohl wird durch die Regelung der Gehaltsstufen eine Einsparung erzielt werden können.

In Deutschland ist jetzt das Hauptaugenmerk der maßgebenden Stellen auf die Bekämpfung der Arbeitslosigkeit und Ausbeutung des Innenmarktes gerichtet. Daß das Volk hinter seinen Führern steht, haben die großen Kundgebungen am Tannenbergdenkmal, auf dem Niederwald und in Nürnberg bewiesen.

Rußland baut weiter an seinem „Nichtangriffswerk" im Westen. Den Vertrag mit Italien hat es in der Tasche und auch mit Rumänien sollen die Dinge besser stehen, nachdem Herriot in Moskau seine Ueberredungs- und Vermittlerkünste hat spielen lassen. Die formelle Anerkennung der Sowjetunion durch Rumänien dürfte zu erwarten sein.

Die Unterhandlungen Mussolinis mit Dollfuß haben eine erste und reichlich unerwartete Folge gezeitigt: Der Landeshauptmann der Steiermark, Rintelen, der keineswegs als fanatischer Anhänger Dollfuß' gilt, ist zum österreichischen Gesandten in Rom ernannt worden. Man sagt sogar Rintelen nach, daß er mit den Nationalsozialisten sympathisiere. Wie weit das zutrifft, ist nicht bekannt, immerhin weiß man, daß Rintelen eher der Mann der Verständigung als des Kampfes ist. Vielleicht haben daher jene österreichischen Kreise nicht ganz unrecht, die der Ansicht sind, daß die Ernennung Rintelens vielleicht sogar von Mussolini selbst angeregt sei, um eine Verständigung mit Deutschland über Rom erleichtern zu können.

Der Präsident der Vereinigten Staaten, Roosevelt, der in seiner Wirtschaftspolitik glaubte zu einem Erfolg gelangt zu sein, scheint doch auf erhebliche Widerstände zu stoßen. Henry Ford hat sich zum Wortführer jener Industriellen gemacht, die trotz der Wirtschaftsdepression nicht die geringste Neigung haben, sich von der Regierung in ihre Geschäfte und vor allem in ihre Arbeiterpolitik hineinreden zu lassen. Ford hat sich geweigert, den Automobil-Code zu unterzeichnen, mit anderen Worten: einen Burgfrieden mit der Arbeiterschaft und der Regierung abzuschließen.

Der amerikanische Sonderdelegierte für Europa, Norman Davis, reist inzwischen nach Europa. In London und Paris bereitet man sich bereits auf die Verhandlungen mit Roosevelts Vertrauten vor. Macdonald hat seine Ferien abgebrochen, das englische Kabinett hat ebenso wie das französische die politische Arbeit wieder aufgenommen. Norman Davis kommt natürlich hauptsächlich wegen der Abrüstungsverhandlungen nach Europa, die im Laufe des September wieder beginnen. Er wird auch versuchen, die Kriegsschuldenfrage zu bereinigen. Offenbar sollen aber Abrüstungsfrage und Schuldenprobleme nicht miteinander verbunden werden, obwohl man in Paris und London behauptet, daß Davis die Zustimmung des amerikanischen Präsidenten zu dem französischen Vorschlag einer regelmäßigen Rüstungskontrolle als Gegengeschenk für ein Einlenken der europäischen Staaten in der Schuldenfrage mitbringe. Darf man französischen Blättern glauben, so hat jetzt auch England seine Meinung über die Zweckmäßigkeit und Art einer Rüstungskontrolle geändert und sich den französischen Standpunkt zu eigen gemacht, wonach in regelmäßigen Abständen überall der Rüstungsstand kontrolliert werden soll. Englands frühere Vorschläge gingen dahin, daß die Kontrolle einem Rüstungsausschuß überlassen und überhaupt nur dann ausgeübt werden sollte, wenn ein Staat gegen die Abrüstungsvereinbarungen verstoßen oder sich freiwillig mit einer ständigen Kontrolle einverstanden erklärt hätte.

Schauspiel mit anzusehen. Die Auffahrt einer Krakauer Bauernhochzeit bildete den Höhepunkt der Wiedergabe alter Volksbräuche. Präsident Mościcki ließ den Gästen einen einfachen Imbiß reichen, dann folgten am Nachmittag die üblichen Erntefesttänze, leider mehrfach von Regenschauern unterbrochen. Weithin durch den Wald in der Umgebung des staatlichen Jagdschlosses sah man die bunten Gruppen der bäuerlichen Delegationen, die erst in den Abendstunden langsam zu ihren Sonderzügen zurückkehrten, welche sie dann nach den nahen oder zum Teil auch recht entlegenen Heimatsorten zurückbrachten.

Erinnerungsfeiern in Krakau

Teilnahme Pilsudskis an der König-Sobieski-Feier

In Krakau findet zurzeit die 400-Jahresfeier für den König Stefan Batory statt. Zu dieser Feier, an der der Staatspräsident Mościcki sowie Minister und andere Würdenträger teilnehmen, ist auch eine ungarische Delegation eingetroffen mit dem ungarischen Landwirtschaftsminister Kallay und dem Kardinalprimas von Ungarn, Seredi, an der Spitze.

Zu der Erinnerungsfeier an den 250. Jahrestag der Befreiung Wiens durch König Jan Sobieski wird am 6. Oktober Marschall Pilsudski in Krakau eintreffen. Die Teilnahme Pilsudskis an diesen Feiern soll besonderer Anlaß dazu sein, eine Parade von 12 Kavallerieregimentern abzunehmen, die zu diesem Zweck in Krakau aus allen Gebietsteilen Polens eintreffen werden.

Namhafte Spende für die Auslandspolen

Senatsmarschall Raczkiewicz kehrt heute von seiner Südamerikareise nach der Hauptstadt zurück.

Während seines Aufenthaltes im Staate Parana in Brasilien überreichte Senatsmarschall Raczkiewicz den polnischen Organisationen in Curityba 60 000 Zloty, die vom Ausschuß für die „Woche des Polnischen Emigranten" überwiesen worden waren. Die Geldspende ist für den Bau eines „Polnischen Hauses" bestimmt, das einigen polnischen Jugendorganisationen als Wohnsitz dienen soll und das zu schaffende polnische Gymnasium beherbergen wird.

Ein Arbeitslager in Warschau

Der Minister für soziale Fürsorge, Dr. Stefan Hubicki, eröffnete, in Begleitung des Unterstaatssekretärs Dr. Piestrzynski, das erste Warschauer Arbeitslager, das sich in der Jagiellonskastraße 31 befindet. Es ist vorläufig eine Einstellung von 300 Personen geplant.

Aus Zeit und Welt

Die innere Anleihe

Die Verordnung über eine innere Anleihe in der Höhe von 120 Millionen Zloty ist am 7. September erschienen. Die Anleihe wird zu einem Kurse, der nicht niedriger als 90 sein darf, herausgegeben; der Zinsfuß ist 6%. Der Abzahlungstermin ist auf 10 Jahre festgesetzt. Die Anleiheobligationen haben das Privileg von Pupilarpapieren. Nach Warschauer Pressestimmen sei die Zeichnung der Anleihe durch alle Staatsbeamten vorgesehen, und zwar in der Weise, daß jeder Beamte Obligationen für eine der Höhe seines Monatsgehaltes entsprechende Summe erwerben wird.

Marschall Pilsudski in Zaleszczyki

In Begleitung zweier Adjutanten ist Marschall Pilsudski zu einem kurzen Erholungsurlaub nach Zaleszczyki abgereist.

Marschall Pilsudski nach Rußland eingeladen

Die Sowjetregierung hat den Marschall Pilsudski sämtliche Akten, welche sich auf die revolutionäre Tätigkeit des Marschalls in Rußland beziehen, überreichen lassen. Im Zusammenhang damit hat sich das Gerücht verbreitet, daß Pilsudski in seiner Eigenschaft als Kriegsminister zu einem Besuch nach Moskau und zur Teilnahme an den Feierlichkeiten des Jahrestages der russischen Oktoberrevolution eingeladen werden würde. Die Meldung ist bisher nicht bestritten worden.

Das große Erntedankfest in Spala

Rund 25 000 Personen, darunter über 20 000 Bauern aus allen Teilen Polens, hatten sich gestern zum Erntedankfest beim „ersten Landwirt Polens", dem Staatspräsidenten, in Spala eingefunden. Viele waren in ihren malerischen Volkstrachten gekommen. Im ganzen hatte man zwölf landschaftliche Gruppen gebildet. Die Feier begann mit einem großen Gottesdienst, bei dem der Bischof von Czenstochau, Kubina, das Pontifikalamt hielt. Dann wurden die Delegierten der zwölf Bauerngruppen vom Staatspräsidenten empfangen. Es folgte der Vorbeimarsch der ganzen Masse der ländlichen Gäste vor dem Präsidenten und den anderen Würdenträgern, die an der Feier teilnahmen, darunter dem Sejmmarschall Dr. Switalski, mehreren Mitgliedern des Kabinetts und dem früheren Ministerpräsidenten Oberst Sławek. Auch ausländische Gäste hatten sich in größerer Zahl eingefunden, um dieses volkstümliche

Warschaus unterirdische Strecke in Betrieb genommen

Die Einweihung der neuen Warschauer Bahnstrecke, die den Hauptbahnhof unterirdisch mit der neuen Weichselbrücke verbindet, fand am Sonnabend in Gegenwart des Staatspräsidenten und unter lebhafter Anteilnahme der Bevölkerung statt. Die Untertunnelung führt bekanntlich unter einer der belebtesten Hauptstraßen, der Jerusalemer Allee und ihrer Fortsetzung, der Allee vom 3. Mai hindurch. Die Züge aus Nord- und Ost-Polen, die bisher entweder nur bis zu dem kleinen Ostbahnhof in der Vorstadt Praga fuhren oder die Hauptstadt im weiten Bogen umkreisen mußten, werden jetzt direkt zum Hauptbahnhof durchgeleitet. Das bedeutet eine Erleichterung vor allem für den Umsteige-Verkehr und für die Zukunft auch eine Verkürzung verschiedener Fahrzeiten. Seit Sonnabend mittag ist der Verkehr auf der neuen Strecke bereits in vollem Gange.

Neue Postkarten für den Ortsverkehr

Vom Postministerium werden mit dem 20. September neue Postkarten in den Verkehr gebracht, die mit einer aufgedruckten 10-Gr.-Briefmarke frankiert sind. Die Briefmarke zeigt den Schloßplatz in Warschau mit dem Denkmal des Königs Sigismund III. Auf der Briefmarke befindet sich der schwarze Aufdruck „10 Gr.", die ursprüngliche Wertbezeichnung 20 Gr. ist überdruckt. Die Karten sind für den Ortsverkehr bestimmt.

Die Sowjetunion soll Gdingen statt Hamburg benutzen

Nach den Versuchen, Gdingen zum „tschechischen Hafen“ zu machen, finden sich nunmehr in der Warschauer Presse lebhafte Bemühungen, den sowjetrussischen Umschlag, soweit er über Hamburg erfolgt, nach Gdingen zu ziehen. Die bevorstehende Ankunft eines Delegierten der Moskauer Außenhandelsstelle wird im Zusammenhang gebracht mit angeblichen Verhandlungen über die erhöhte Ausnutzung Gdingens durch Sowjetrußland. Die Verhandlungen sollen nach der Ankunft des Delegierten, die für den 10. September vorgesehen ist, erfolgen. Angeblich plane Rußland die Errichtung eines Zentralmagazins in Gdingen. Dieses Magazin soll durch Umschlag russischer Exportwaren nach Westeuropa vornehmlich dem Umschlag von Fischen, Kaviar und ähnlichen Waren sowie dem Umschlag von Importwaren nach Nordrußland dienen. Ferner wird behauptet, daß für die nächste Zeit auf Grund der polnisch-russischen Zollverständigung größere Tabak- und Pelztransporte zu ermäßigten Umschlagsbedingungen Gdingen passieren würden.

Neue Steuern für Getreide-Intervention

Vor einem 10prozentigen Zuschlag zur Grund- und Umsatzsteuer und einer Schlachtungsabgabe

Eins der brennendsten Wirtschaftsprobleme ist zurzeit die Höhe des Getreidepreises, der sich so niedrig gestaltet hat, daß von seiten der Landwirtschaft immer stärker die Ansicht geäußert wird, der Getreidepreis sei für diejenigen, die Getreide zurzeit verkaufen müssen, wirtschaftlich nicht tragbar. Die Regierung ist daher bemüht, durch Aufkauf von Getreide zu einem angemessenen Preis auf die Preislage des Getreides einzuwirken. Die Getreide-Intervention der Regierung ist jedoch im Monat August zusammengebrochen, was durch die Beschränktheit der den Staatlichen Getreide-Industriewerken zur Verfügung stehenden Mitteln verursacht worden ist. Die Werke waren nur in der Lage, von einer Roggenernte von wahrscheinlich über 6 Millionen Tonnen nur 110 000 Tonnen aus dem Markte zu nehmen.

Die Regierung bemüht sich daher, den Interventionsfonds für den Getreidemarkt zu erhöhen. Zu diesem Zweck wird beabsichtigt, neue Steuern auf dem Verordnungswege einzuführen, und zwar erstens ein 10prozentiger Zuschlag zur Grund- und Umsatzsteuer und zweitens eine völlig neue Schlachtungsabgabe in der Höhe von 3 Zloty für Hornvieh, von 1,50 Zloty für Schweine und von 50 Groschen für ein Kalb. Die diesbezügliche Verordnung soll in Kürze veröffentlicht werden. Sie wird nur eine Rahmenverordnung sein, da der Finanzminister bevollmächtigt werden wird, das Dekret durch eigene Ausführungsbestimmungen abzuändern.

Rückständige Steuern werden auf 10 Jahre zerlegt

Die Verordnung noch in diesem Monat zu erwarten

Das Finanzministerium befaßt sich gegenwärtig mit der Ausarbeitung der Verordnung über die Zerlegung der bis zum 1. Oktober 1931 angewachsenen Steuerrückstände in Raten. Die Einziehung der rückständigen Steuern ist in Halbjahresraten für die Dauer von 10 Jahren geplant. Die Durchführung dieses Planes trifft jedoch wegen des Datums des 1. Oktober als Schlußtermin auf Schwierigkeiten. Dies betrifft insbesondere die Umsatzsteuer, da fast alle Großbetriebe ihre Bücherabschlüsse stets am 31. Dezember jeden Jahres machen. Welcher Tag nunmehr als Endtermin festgesetzt werden wird, ist vorläufig nicht bekannt. Man spricht vom 1. Juli 1931, 31. Dezember 1931 und auch vom 31. Dezember 1932. Einer dieser Termine wird in der Verordnung des Staatspräsidenten, mit deren Veröffentlichung man noch in diesem Monat rechnet, berücksichtigt werden.

Die Landwirte sollen sich beruhigen

Die polnischen landwirtschaftlichen Organisationen wenden sich mit dem ungewohnten Mittel der Plakatierung gegen die durch den neuerlichen Preissturz für landwirtschaftliche Erzeugnisse hervorgerufene Panikstimmung der Landwirtschaft. Sie versuchen der Bauernschaft zu erklären, daß nach jeder Ernte ein Preissturz der landwirtschaftlichen Erzeugnisse zu verzeichnen sei, daß also der gegenwärtige besondere Preissturz sich u. a. aus dem gegenwärtigen Zeitpunkt ergeben habe. Er werde also nicht ewig dauern, und die nächsten Wochen dürften eine Entspannung bringen. Die landwirtschaftlichen Verbände suchen die Bauern mit dieser Erklärung vor Schleuderverkäufen zurückzuhalten. Sie weisen zu diesem Zwecke darauf hin, daß gewissen Spekulanten sehr daran gelegen sei, durch die Verbreitung entsprechender Gerüchte die Bauern zu Schleuderverkäufen zu bewegen. Der Staat hat, gleichen Intentionen folgend wie die landwirtschaftlichen Verbände, die Finanzbehörden angewiesen, von rigorosen Steuereintreibungen abzusehen.

Aus verschiedenen Gegenden des Landes kommen Nachrichten, die besagen, daß die Verwaltungs- und Steuerbehörden ihr Vorgehen gegenüber der bäuerlichen Bevölkerung geändert hätten. Man scheint die Not der Bauern in ihrer ganzen Tragweite erkannt zu haben, wenn die Steuereinheber in den Dörfern jetzt seltenere Gäste sind. Es verlautet ferner, daß die Starosten in der Erteilung von Genehmigungen für Versammlungen usw. großzügiger sein sollen. Die Oppositionspresse zieht daraus den Schluß, daß die Verwaltungsbehörden durch diese neue Taktik die Gemüter beruhigen wollen.

Dollfuß kauft sich im Ausland an!

Wie die Rheinisch-Westfälische Zeitung aus München erfährt, hat Bundeskanzler Dollfuß kürzlich einen Gutshof gekauft. Das Anwesen heißt „Silberschlößl“. Von außerordentlichem Interesse ist, daß dieser rund 1500 Hektar große Besitz außerhalb Österreichs südlich der kleinen steierischen Stadt Leipnitz auf südslawischem Gebiet liegt. In der steirischen Bauernschaft ist die Transaktion bereits bekannt und hat dazu geführt, daß der Nationalsozialismus trotz größten Terrors überall an Ausbreitung gewinnt, weil man diesen Kauf wohl mit Recht als eine Rückversicherung auf eine sehr unsichere politische Zukunft ansieht, die die Leute, die Vaterland und Heimat immerfort im Munde führen, nicht in den eigenen Staatsgrenzen abwarten wollen.

Ehrgeiziger Herr Dollfuß

Bei einer vaterländischen Kundgebung in Groß-Weikersdorf hielt Bundeskanzler Dollfuß eine Rede, in der er u. a. ausführte: Österreich müsse jede Einmischung in innere Angelegenheiten zurückweisen. Der Erfolg, den Österreich auf dem Gebiete der Wehrpflicht erreicht habe, sei wertvoll. Die Regierung strebe auf der Abrüstungskonferenz die allgemeine Wehrpflicht an. Der Bundeskanzler richtete an die Bauernjugend einen Appell zum Eintritt in den militärischen Assistenzkörper mit dem Hinweis darauf, daß Österreich in Gefahr sei.

Offenbar identifiziert Herr Dollfuß seine Person mit Österreich.

Der Widerhall in Rom

Den Veranstaltungen des ersten Nürnberger Kongreßtages widmen die römischen Blätter ausführliche Berichte, in denen eingangs die Teilnahme und der Empfang der Vertreter Italiens, sowie der von ihnen dargebrachte Gruß Mussolinis hervorgehoben werden. Die Proklamation Hitlers ist eingehend wiedergegeben worden. Die kulturpolitische Rede Hitlers am Nachmittag in der Festhalle bezeichnet der römische „Messagero“ ihrem ganzen Inhalte nach als einzigen Hymnus auf die Rasse. Der „Popolo di Roma“ erklärt, die Eröffnungsrede Hitlers gründe sich hauptsächlich auf die Betonung des heroischen Gedankens, der dem Nationalsozialismus zugrunde liege.

Schwedische Stimmen: „Triumph des Nationalsozialismus“

Die ganze Stockholmer Presse bringt umfangreiche Telegramme über den Nürnberger Parteitag, dem „Svenska Dagbladet“ in der Überschrift des Berichtes einen „Triumph des Nationalsozialismus und Faschismus“ nennt. Auch in den kritisch eingestellten Zeitungen kommt die hohe Achtung vor der Disziplin und Ordnung des riesigen Aufmarsches zum Ausdruck.

Eine französische Stimme

Die „Volonté“ nimmt den Parteitag in Nürnberg zum Anlaß zu der Feststellung, daß das Problem der deutsch-französischen Beziehungen immer grundlegend bleibe, weil beide Völker gleich groß, gleich stark und im gleichen Maße berufen seien, eine ausschlaggebende Rolle in der Geschichte des alten Weltteiles zu spielen. Die wesentlichsten Elemente der deutsch-französischen Beziehungen blieben ganz unabhängig von der innerpolitischen Lage beider Länder stabil. Nur die dynamischen Faktoren änderten sich. Unter allen Umständen hätten Frankreich und Deutschland das gleiche Interesse, sich zu verständigen. „Volonté“ wendet sich zum Schluß gegen den deutschfeindlichen Hetzfeldzug und die Alarmnachrichten, mit denen man augenscheinlich die öffentliche Meinung Frankreichs beunruhigen und die noch bestehenden Aussichten für eine deutsch-französische Verständigung zerstören wolle. Das sei verachtenswert. Daladier habe in den letzten Tagen ausgezeichnete Worte über die Sicherheit Frankreichs gesagt und diese Worte reichten zu einer Verurteilung derjenigen, die Unruhe verbreiteten.

Herriot in Moskau

Auffallende Ehrung

Der frühere französische Ministerpräsident Herriot ist am Freitag abend in Moskau eingetroffen. Auf dem Bahnhof wurde Herriot vom Außenkommissar Litwinow, den beiden stellvertretenden Außenkommissaren und den führenden Mitarbeitern des Außenkommissariates empfangen. In hiesigen politischen Kreisen ist die Ehrung aufgefallen, die Herriot, der doch als Privatmann zu reisen vorgibt, durch die persönliche Anwesenheit Litwinows auf dem Hauptbahnhof zuteil wurde. Selbst angesehenen, im aktiven Dienst stehenden Diplomaten wird eine solche Ehrung nur äußerst selten zuteil.

„Die amerikanische Kriegsmarine darf von niemandem übertroffen werden“

Marineminister Swanson hat die Bauaufträge für einen großen Kreuzer, acht Zerstörer von je 1800 Tonnen, sechs Zerstörer von je 1500 Tonnen und zwei Unterseeboote unterzeichnet. Das Rooseveltsche Marineprogramm, das sich auf einen Betrag von 238 Millionen Dollar beziffert, wird damit vorläufig abgeschlossen. Swanson erklärte, er hoffe, daß diese Bauaufträge den Anfang für die bis zur Grenze der Londoner Vertragsstärke auszubauenden amerikanischen Kriegsmarine darstelle, einer Marine, die von niemandem übertroffen werden dürfe.

Zuspitzung der japanisch-amerikanischen Auseinandersetzung

Der Sprecher des japanischen Marineministeriums, Kap. Sekime, erklärte, daß die japanische Marine über die Entscheidung der amerikanischen Flottenleitung, die atlantische Flotte auch weiterhin im Stillen Ozean stationiert zu lassen, nicht beunruhigt sei. Er müsse sich mit allem Nachdruck gegen die Presseberichte wenden, wonach die amerikanischen Marinebehörden es für notwendig hielten, Maßnahmen gegen Japans Vorherrschaft im Stillen Ozean mit der Begründung zu ergreifen, daß Japan unter handelspolitischen Vorwänden eine Flottenbasis auf den Inseln im südlichen Teil des Stillen Ozeans errichte. Japan treffe auf den Mandatsinseln im südlichen Teil des Stillen Ozeans lediglich Maßnahmen zur Entwicklung dieser Inseln. Diese Maßnahmen hätten keinerlei militärischen Charakter. Japan stehe es frei, diese südpazifischen Inseln, die als ein Teil des japanischen Reiches verwaltet würden, zu fördern, und es sei nicht Sache anderer Nationen, hieran Kritik zu üben.

Polizeiaktion gegen slowakische Autonomisten

Die Polizei in Preßburg nahm bei dem früheren Obergespan, dem Advokaten Dr. Bazovsky in

Kosonz, einem bekannten Führer der slowakischen Autonomisten, sowie bei leitenden Persönlichkeiten der slowakischen Nationalpartei Hausdurchsuchungen vor.

Wie die Blätter hierzu melden, soll eine polizeiliche Untersuchung ergeben haben, daß die slowakische Nationalpartei staatsfeindliche Propaganda an der slowakisch-ungarischen Grenze entfalte. Bazovsky habe Proklamationen verbreitet und geheime Sitzungen abgehalten, in denen Resolutionen für die Lostrennung der Slowakei beschlossen worden sein sollen. Außerdem werde ihm eine Verbindung mit dem in Wien lebenden Autonomisten Jehlicska zur Last gelegt. Im Hinblick auf seinen Gesundheitszustand wurde Bazovsky vorläufig nicht verhaftet, seine Wohnung jedoch unter Polizeibewachung gestellt.

Auch in Turoczszentmarton wurden bei Mitgliedern der slowakischen Nationalpartei Hausdurchsuchungen vorgenommen und Schriftenmaterial beschlagnahmt. Die Parteiräumlichkeiten wurden amtlich versiegelt.

Das Tagebuch des letzten Zaren

Meldungen aus Riga zufolge soll in Swerdlowsk das persönliche Tagebuch des letzten russischen Zaren gefunden worden sein, das eine Beschreibung der letzten Tage des gefangenen Zaren enthalte. Die letzte Eintragung sei vom Zaren wenige Stunden vor der Ankunft seiner Mörder gemacht worden.

10 Millionen Menschen in Rußland verhungert

Ein amerikanischer Professor hat wissenschaftliche Erhebungen über die Hungersnot in Rußland angestellt. Er stellt fest, daß in den letzten sechs Monaten in Süd- und Ostrußland etwa 10 Millionen Menschen durch Hunger umgekommen sind. In manchen Dörfern ist die Bevölkerung bis zu 80 Prozent ausgestorben.

Neuerlich verschärfter Grenzschutz in Oesterreich

In den nächsten Tagen werden neuerlich 1500 Mann des freiwilligen Schutzkorps in allen Bundesländern in den Dienst gestellt und der Gendarmerie zur Unterstützung in den Grenzgebieten beigegeben werden, so daß es nunmehr möglich sein wird, einen strengen Grenzüberwachungsdienst einzurichten.

Wiener Professoren gegen Dollfuß-Regierung

Wie die „Wiener Zeitung" mitteilt, ist soeben in Berlin im Verlag Hymans eine Schrift erschienen, zu der acht bekannte österreichische Universitätsprofessoren und Dozenten, darunter Gleispach, Layer, Merkl, Hugelmann, durch aggressive Artikel und Polemiken gegen Österreich und dessen Regierung, beigetragen haben. Den größten Unwillen ruft der ehemalige Rektor Gleispach durch seine Polemik gegen den letzten Treueid in der Republik Österreich hervor, dem er Rechtsverbindlichkeit abspricht. Die Angelegenheit ist Gegenstand der Untersuchung. Gleispach ist der ehemalige Ordinarius des Strafrechts an der Prager Universität.

Die deutsche Finanzpolitik

Internationale Verbindungen werden gegenwärtig nicht gesucht

Das Berliner Tageblatt veröffentlicht eine Unterredung, die Reichsbankpräsident Dr. Schacht dem Berliner Vertreter des Amsterdamer Allgemeen Handelsblad gewährt hat. Dr. Schacht erklärte u. a., daß internationale Verbindungen von Deutschland gegenwärtig nicht gesucht werden und mit einer internationalen Finanzhilfe der früheren Art in keiner Weise mehr gerechnet werde. Diese internationale Finanzhilfe habe auf keiner gesunden Basis beruht, weil Deutschland der enorme Zinssatz von 8 Prozent berechnet wurde, während in allen übrigen Ländern nur ein Zinssatz von vier Prozent üblich war. Kapital müsse gespart und durch Arbeit verdient, aber nicht geliehen werden. Leihkapital könne nur in verhältnismäßig kleinen Mengen nützlich verwandt werden.

Zur Valutafrage erklärte Dr. Schacht, es sei allgemein bekannt, daß er auf dem Standpunkt des Goldstandard stehe. Deutschland habe es nicht nötig, die Goldparität aufzugeben, im übrigen wäre dies auch aus innerpolitischen Erwägungen nicht erwünscht. Die Valutadumpingpolitik der Engländer und Amerikaner bewirke zwar eine momentane Ausfuhrsteigerung, könne aber über kurz oder lang die Anspannung der Löhne und Preise nicht verhindern.

Zum Schluß wies Dr. Schacht darauf hin, daß, wie schon auf der Londoner Weltwirtschaftskonferenz festgestellt worden sei, mit einer Abdeckung deutscher Schulden nur dann gerechnet werden könne, wenn die Welt deutsche Waren abnehme.

Der Zionistenkongreß und die deutschen Juden

Der „Verband national-deutscher Juden" äußert sich zum Prager Zionistenkongreß:

„Der Zionistenkongreß, der von den deutschen Zionisten zwar nicht offiziell besucht, aber unzweifelhaft beeinflußt ist, hat eine Entschließung gefaßt, in der das Ausland unverhohlen aufgerufen wird, sich in die inneren deutschen Verhältnisse einzumischen. Entsprechend den zahlreichen Äußerungen gleichen Inhalts, die schon früher bei verschiedenen Anlässen von uns vor der Öffentlichkeit abgegeben wurden, verwahren wir national-deutsche Juden uns mit Entschiedenheit gegen jeden Versuch, durch Druck die Maßnahmen der deutschen Regierung zu beeinflussen. Der Verband macht für den jetzigen Zustand gerade die Zionisten und die Zionistenfreunde verantwortlich, durch die das deutsche Volk aufs höchste gereizt worden ist. Trotzdem halten wir unverbrüchlich an unserer Zugehörigkeit zum deutschen Volke fest und wir haben das feste Vertrauen in den gesunden Sinn des deutschen Volkes und der nationalen Regierung, daß in Kürze eine Lösung der deutschen Judenfrage gefunden wird, die es allen in Deutschland alteingesessenen national bewährten und wahrhaft deutsch fühlenden Juden ermöglicht, an den Aufgaben des nationalen deutschen Staates mitzuarbeiten. Diese Lösung kann nur in Deutschland selbst ohne Einwirkung deutschfremder und zum Teile deutschfeindlicher Elemente gefunden werden."

Massenflucht aus den weltlichen Schulen Berlins

In ganz Berlin hat, wie der Preußische Pressedienst der NSDAP erfährt, eine Massenflucht aus den weltlichen Schulen eingesetzt, und bei einer größeren Anzahl ist der Umbildungsprozeß zu evangelischen Schulen in vollem Gange. Diese mußten bereits freiwilligen Religionsunterricht einrichten. So nahmen allein von einer weltlichen Schule 90 Prozent der Kinder am Religionsunterricht teil. In verschiedenen Stadtbezirken haben Elternbund und Kirchengemeinde freiwilligen Religionsunterricht von Pfarrern und Lehrern eingerichtet. In der ehemals kommunistischen Hochburg Berlin-Neukölln sind allein von elf weltlichen Schulen acht aufgelöst worden.

Der Aufmarsch der 180 000 Amtswalter in Nürnberg

Hitler an die politischen Führer

Durch Nürnbergs Straßen zogen am Samstag seit 5 Uhr früh in endlosen Reihen die braunen Kolonnen der Amtswalter, Blumen an Uniformen und Mützen, mit unzähligen Musikkapellen und Gesang und Fahnen über Fahnen, die immer zu Hunderten zusammengestellt sind. Über Kilometer lange Anmarschstraßen, von denen jede, mit Fahnen und Girlanden übersät, einer Triumphstraße gleicht, geht der endlose Zug der Amtswalter.

Durch die Eingangstore ziehen Abteilung um Abteilung mit Musik ein, während sich die 35 000 Personen fassenden Tribünen am Rande mit Publikum füllen. Gegen 10 Uhr sind die 180 000 Amtswalter beinahe vollzählig versammelt.

Fanfarenklänge künden um 10 Uhr die Ankunft des Führers an. In Begleitung des Staatschefs Dr. Ley erscheint der Führer. Die Amtswalter grüßen ihren Führer mit einem dreifachen „Heil Hitler!" In 12 gewaltigen Säulen marschieren dann die 8000 Fahnen ein, die über das ganze Feld verteilt werden.

In seiner Ansprache an die Amtswalter führte Adolf Hitler u. a. aus: Die nationalsozialistische Partei ist der Staat geworden und ihre Führer sind heute die vor der Geschichte verantwortlichen Leiter des Deutschen Reiches. Sie sind dafür verantwortlich, daß durch politische Erziehung der deutschen Menschen zu einem Volk, zu einer Idee, zu einer Willensäußerung niemals wieder ein November 1918 in der deutschen Geschichte möglich wird. In 14 Jahren hatte unser Volk Gelegenheit, am eigenen Leibe zu spüren und damit kennenzulernen, welchen Unsegen die Uneinigkeit bringt, was vom Kampfe der Klassen und Stände, der Berufe, der Konfessionen, der Stämme und der Länder untereinander für das deutsche Volk zu erwarten ist. 14 Jahre haben uns gezeigt, welches das Ende sein würde, wenn dieser Wahnsinn der Selbstzerfleischung länger andauern würde. Wir wollen daraus lernen, und wir haben daraus gelernt. An Stelle der 50 und 100 Fähnchen in unserem Volke hat sich siegend eine Fahne erhoben, ein Symbol (Heilrufe, Beifall). Was uns Jahre lang als Traumbild vorschwebte, ist Wirklichkeit geworden: Das Symbol der Klasseneinigung des deutschen Volkes ist das Symbol des neuen Reiches geworden und damit Panier des deutschen Volkes. Wir haben nunmehr die Aufgabe, eine eherne Form zu bilden, die jeden Deutschen in sich aufnimmt und mit ihrem Geist erfüllt. An dem Tage, an dem wir endgültig die Macht übernommen hatten, da war noch nicht das ganze deutsche Volk durch die Schule unserer Erziehung gegangen. Aber keiner von uns dachte damals, daß etwa mit der bloßen Machtübernahme die Mission der Bewegung ihr Ende gefunden hätte. Wir alle wußten, daß es galt, auch das, was noch nicht zu uns gehört, für uns zu gewinnen. Wir wußten weiter, daß das, was begonnen wurde, nur Bestand haben kann, wenn man immer aufs neue darum kämpft. „Was Du ererbst von Deinen Vätern, erwirb es, um es zu besitzen". Dieser Grundsatz muß mit ehernen Lettern eingezeichnet werden in die Tradition unserer Bewegung. Denn der kostbarste Besitz auf dieser Welt ist das eigene Volk und um dieses Volk wollen wir ringen und wollen wir kämpfen, niemals erlahmen und niemals ermüden, niemals verzagen und niemals verzweifeln.

Russische Truppenkonzentration in Sibirien

Beunruhigung in Tokio

Die japanische Presse bringt, wie es scheint aus autorisierter Quelle, Telegramme, wonach Sowjetrußland jetzt in Ostsibirien bedeutende Militärkräfte konzentriere, die größer seien als die Hälfte der ganzen japanischen Armee. Einen Teil dieser „furchterregenden Armee" bilden 300 Flugzeuge, unter denen sich große Bombenflugzeuge befinden. In Japan nimmt man allgemein an, daß die Truppenkonzentrierung der Sowjets einen mehr präventiven Charakter trage, trotzdem aber rufe sie in Tokio Beunruhigung hervor.

Italienisch-sowjetrussischer Nichtangriffspakt!

In Rom unterzeichnet

Am 3. September mittags 12 Uhr wurde im Palazzo Venezia von Mussolini und dem russischen Botschafter Potemkin der italienisch-russische Nichtangriffs- und Neutralitätspakt unterzeichnet.

In einem längeren Kommentar weist das italienische Regierungsorgan, der „Popolo d'Italia", auf die große politische Bedeutung dieses Abschlusses hin. „Die weitere Entwicklung", schreibt das Blatt, „der durch den neuen Vertragsabschluß befestigten Beziehungen zwischen Italien und Sowjetrußland wird nicht verfehlen, glückliche Rückwirkungen auf die kommende Gestalt Europas zu haben, die der Viererpakt vorbereitet. Der Pakt ist ein neuer Beweis des entschlossenen Willens Mussolinis, eine Politik der Zusammenarbeit und Verständigung gegen die Isolierung der Staaten und gegen Hegemonien und Blockbildungen zu verfolgen, die einzige Politik, die die Welt wieder zu Wohlstand und Ruhm führen kann."

Ford macht eigene Politik

Die Verhandlungen mit der Regierung abgebrochen — Große Belastungsprobe für Roosevelts Wirtschaftsprogramm

Nach der Meldung einer amerikanischen Agentur aus Washington hat Henry Ford beschlossen, die Verhandlungen mit der Regierung abzubrechen und der amerikanischen Öffentlichkeit einen eigenen Code für seine 40 000 Arbeiter und Angestellten vorzulegen. Der Vorschlag Fords sieht eine Gewinnbeteiligung und Lohnerhöhungen zwischen 15 und 20 Prozent vor, d. h. eine Entlohnung, die keiner seiner Konkurrenten nachmachen kann. Der Vorschlag Henry Fords stellt die bisher größte Belastungsprobe für die amerikanische Regierung dar. Für Ford bedeutet dieser Vorschlag kein Risiko. Wenn er verliert, kann er seinen Arbeitern sagen, daß er das beste gewollt habe, wenn er gewinnt, so vernichtet er damit die Konkurrenz.

Die Meldung wird von einem hohen Beamten der Fordwerke aus Detroit bestätigt.

Die Saarbevölkerung will zurück an Deutschland

Ein objektives französisches Urteil über die Lage im Saargebiet

Zum Saar-Problem schreibt die katholische Zeitung „L'Aube": Die französische Presse hat stets die Tendenz gehabt, die Lösung des Saarproblems in einem für Frankreich günstigen Lichte hinzustellen und zu behaupten, daß 1935 die Saarbevölkerung mit großer Mehrheit, wenn nicht für den Anschluß an Frankreich, so doch für die Beibehaltung des Status quo stimmen würde. Nur eine völlige Verkennung des Saarproblems kann zu einem so gefährlichen Urteil führen. Unsere Landsleute und vor allem unsere Politiker sind über die Lage im Saargebiet schlecht unterrichtet. Wenn es noch Kreise in Frankreich geben sollte, die an die Möglichkeit einer Vereinigung des Saargebietes mit Frankreich und an die frankophilen Gefühle der Saarbevölkerung glauben könnten, dürfte die Kundgebung am Niederwald-Denkmal sie von der Haltlosigkeit der Behauptungen überzeugt haben. Saarländer, die wir als ruhig und überlegt kennen, die wenig geneigt sind, vorbehalt- und kritiklos die Ideen des Dritten Reiches anzunehmen, sind begeistert von dem, was sie am Niederwald-Denkmal gesehen haben, zurückgekehrt und völlig zur nationalsozialistischen Lehre bekehrt. Auf viele scheint die Persönlichkeit des Führers des deutschen Volkes eine faszinierende Wirkung ausgeübt zu haben. Die Volksabstimmung 1935 wird den Franzosen, die immer noch an gewisse Möglichkeiten glauben, die Augen öffnen. Wir sind nicht der Ansicht, daß die Frage des Anschlusses des Saargebietes an Frankreich noch ernstlich gestellt werden kann. Wir glauben auch, daß, abgesehen von der Verbundenheit zwischen Saarländern und Deutschen, Hitler mehr Stimmen auf sich vereinigen wird als die Anhänger des Status quo.

Drohobycz herrschte eine ungeheure Panik. Man erwartete neue Explosionen und befürchtete, daß das Feuer auf die Stadt übergreifen würde, was glücklicherweise verhütet werden konnte. Sämtliche Feuerwehren des Erdölgebiets waren am Löschwerk beteiligt. Der Schaden ist groß.

Stryj. (Aufführung.) Achtung! Achtung! Hier deutsche Jugend Stryj! Wir geben allen Gönnern und Freunden bekannt, daß am Sonntag, dem 17. September 1933, um 8 Uhr abends im Deutschen Gemeindehause die Aufführung der Operette „Das Glücksmädel" in 3 Akten von Max Reimann und Otto Schwarz stattfindet. Wer wieder einmal was Schönes und auch gleichzeitig Lustiges sehen, Musik und Gesang hören will, versäume nicht, zur Operette zu erscheinen. F. D. M.

Zeitschriften

Frau und Kleid im Wandel der Zeit. — Unter diesem Titel hat der Verband Deutsche Frauenkultur einen Schmalfilm herausgebracht, der die Entwicklung der deutschen Frauenmode von 1780 bis 1933 aufzeigt. Der Film, mit der Siemens-Kino-Kamera für Schmalfilm aufgenommen, legt Zeugnis ab von der jahrzehntelangen Arbeit des Verbandes Deutsche Frauenkultur, der so der erste Wegbereiter für eine deutsche Mode wurde. Auskunft über den Filmverleih durch die Geschäftsstelle des Verbandes Deutsche Frauenkultur, Nürnberg-A., Königstraße 3. — Bilder aus diesem Film werden in der Septembernummer der Zeitschrift Deutsche Frauenkultur veröffentlicht. Daneben bringt dieses Heft einen reichbebilderten Aufsatz „Vom Sticken" von Friedl Schulte-Froblinde. An alle Leserinnen geht der Aufruf „Deutsche Frauen, tragt deutsche Seide!" — Aussprache über Zeitfragen. — Im verstärkten Kleiderteil gibt es viele Anregungen zu Wollstoffkleidern und Mänteln für Herbst und Winter. Auch die Kinder wurden reichlich bedacht. Die Zeitschrift „Deutsche Frauenkultur" — Herausgeber Verband Deutsche Frauenkultur E. V., erscheint im Verlag Otto Beyer, Leipzig. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen zum Heftpreis von 1 Mark. Mitglieder des Verbandes erhalten die Zeitschrift durch die Ortsgruppen. Auskunft über den Verband und seine Ziele erteilt die Geschäftsstelle Nürnberg-A., Königstraße 3.

Aus Stadt und Land

An alle unsere rückständigen Bezieher

Wir haben eine Bitte an alle unsere Leser: uns nicht zu vergessen. Die Zeitung wird wöchentlich allen Beziehern zugeschickt. Dadurch dringen alle wichtigeren Nachrichten bis in das weiteste Dorf. Die Bezugsgebühr beträgt einen Zloty monatlich. Jede drei Monate legen wir der Zeitung einen Erlagschein bei, um dadurch allen eine regelmäßige Bezahlung der Zeitungsgebühr zu ermöglichen. Die meisten verstehen unsere Arbeit einzuschätzen und wissen, daß wir auch Verpflichtungen haben, denen wir unbedingt nachkommen müssen. Folglich schicken sie die Bezugsgebühr ein. Viele sind aber mit der Bezahlung im Rückstand. Wir können nicht allen eine briefliche Mahnung senden, da das unnütze Spesen sind. Deshalb wenden wir uns jetzt an alle rückständigen Bezieher mit der Bitte, den Rückstand nicht anwachsen zu lassen, sondern uns gleich mittels Erlagschein alles einzusenden. Viele werden es vielleicht vergessen haben. Wir hoffen, daß man uns versteht und ein jeder seiner Pflicht nachkommt, so wie wir unserer Pflicht nachkommen.

Die Verwaltung.

Der Bauer

Von **Nora Lysti Wollek.**

Auf deinen Schultern liegt das Land:
Sieh zu, daß du's in Ehren trägst,
Und wie du Saat um Saat erwägst
Und in die dunkle Scholle legst, —
Sieh, daß des Wortes Sinn dir werde:
Nehmt hin das Brot, es ist mein Leib.

Auf deinen Schultern liegt das Land...
Sieh zu, daß du's in Ehren trägst;
Und wie du deinen Weinberg pflegst
Und Reb' um Rebe sorgsam hegst,
Sieh, daß des Wortes Sinn dir werde:
Nehmt hin den Wein, es ist mein Blut.

Dir legte Gott ein hohes Pfand
In deine arbeitsdunkle Hand:
Der Wandlung wunderbares Werde
Aus heil'ger Heimaterde.

Jahrestagung des Deutschen Ausland-Instituts

D. A. I. Das Deutsche Ausland-Institut in Stuttgart teilt mit:

Die Jahrestagung des Deutschen Ausland-Instituts findet nunmehr am Mittwoch, dem 20. September, nachmittags, im Hause des Deutschtums in Stuttgart statt. Auf der Tagesordnung der Sitzung der Verwaltungskörperschaften stehen die beiden folgenden Punkte: 1. Jahresbericht 1932/33; 2. Neuordnung des Deutschen Ausland-Instituts. Die Tagung wird mit einer am Abend im großen Saal des Hauses des Deutschtums stattfindenden Festversammlung abgeschlossen, auf welcher der neue Vorsitzende des Vorstands und der neue Leiter des Deutschen Ausland-Instituts zu programmatischen Ausführungen das Wort ergreifen werden. — Zu den beiden Veranstaltungen ergehen die Einladungen persönlich und gesondert.

Lemberg. (Katholischer Gottesdienst.) Den deutschen Katholiken wird zur freundlichen Kenntnis gebracht, daß am 28. September d. Js. eine Abendandacht um 5 Uhr nachm. in der Seitenkapelle der Jesuitenkirche, Eingang von der ul. Rutowskiego, in deutscher Sprache stattfindet.

Lemberg. (Aufführung.) Wie bereits mitgeteilt, findet am Sonntag, dem 17. September, um **17.30** Uhr die erste Aufführung der Liebhaberbühne in dieser Spielzeit statt. Gegeben wird das heitere Lustspiel „Der Reisebegleiter" von M. Klapp, das von den Zuhörern sicherlich mit Vergnügen aufgenommen werden wird. Die vollständig neue Bühnenausstattung wird den Eindruck des Ganzen wesentlich erhöhen. Die Eintrittspreise sind bedeutend herabgesetzt worden, und der 1. Platz kostet nur 2 Zloty. Die übrigen Plätze sind entsprechend billiger. Die Wiederholung des Lustspiels findet am Sonntag, dem 24. September, um 17.30 Uhr statt. Karten im Vorverkauf im Vereinslokale, Zielona 11, ab Donnerstag, den 14. September, täglich von 17 bis 18 Uhr. Ermäßigte Mitgliedskarten **nur** im Vorverkauf.

Drohobycz. (Großfeuer.) In der Erdölraffinerie „Nafta" in Drohobycz explodierte dieser Tage ein Kessel. Ein Benzinbehälter von 50 Waggons Benzin geriet in Brand und stand bald in hellen Flammen. Einige andere Behälter, die 200 Waggons Benzin enthielten und 2 Kilometer entfernt waren, entzündeten sich gleichfalls. Die Feuersäule war in einem Umkreis von 50 Kilometern sichtbar. Die Eisenbahnverbindung von Stryj und Sambor wurde unterbrochen, da das Eisenbahngleis unweit der brennenden Zisternen vorbeiführt. In

Landwirtschaftliches Hochschulstudium

Tetschen-Liebwerd. Abteilung für Landwirtschaft in Tetschen-Liebwerd der Prager Deutschen Technischen Hochschule. Die Einschreibungen für das Studienjahr 1933/34 finden für das Winterhalbjahr vom 25. 9. bis 7. 10. 1933 und für das Sommerhalbjahr vom 12. bis 17. 2. 1934 statt. Das Studienjahr dauert vom 1. Oktober bis 30. Juni. Studienpläne (Programme) sind gegen Erlag von 13 Kr. vom Sekretariate der Hochschulabteilung in Tetschen-Liebwerd zu beziehen. Die Vorlesungen beginnen im Winter-Halbjahr am 2. 10. 1933.

Wo wohnt die junge Studentin in Wien?

In der heutigen Zeit, wo die schwere wirtschaftliche Lage selbst Mädchen aus den besten Familien dazu zwingt, einen Beruf zu ergreifen, wo die Zahl und Mannigfaltigkeit der verschiedenen Lehrkurse ständig zunimmt, ist auch die Wohnfrage von außerordentlicher, großer Bedeutung.

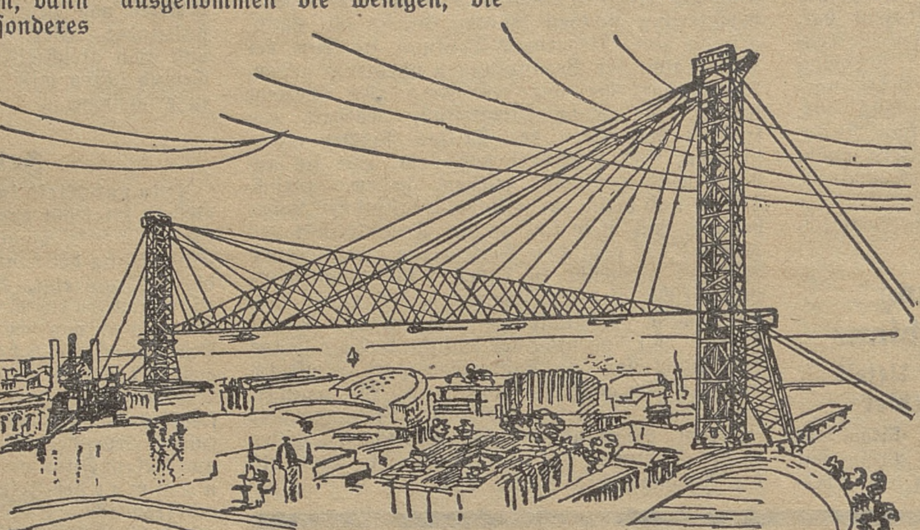
Der Sofienverein, Wien XVIII, Schulgasse 45, hat es sich zur Aufgabe gestellt, gerade diese Frage insofern zu lösen, daß er ein Heim gegründet hat, wo man bemüht ist, neben einem gewissen Komfort, in erster Linie auch Familienanschluß zu bieten. Völlig weiß eingerichtete Zimmer, ein ruhiges, nach dem Garten gelegenes Studierzimmer, fließendes Warmwasser, Musik- und Badezimmer, ein Garten mit Tischtennis, machen das Heim zu einem gemütlichen, traulichen Aufenthalt. Die Heimleitung ist bemüht, so gut dies möglich ist, den jungen Damen das Elternhaus zu ersetzen. Da es sich um eine soziale Einrichtung handelt, nur Selbstkostenpreise. Die Heimleitung ist gerne bereit, jederzeit Auskunft zu geben. Sofienheim, Wien 18, Schulgasse 45, Tel. B 43—1—34.

Den Platzverhältnissen entsprechend finden auch durchreisende Damen günstigen Aufenthalt.

FÜR DIE JUGEND

Fahrt über die Wolkenkratzer

Die Amerikaner geben ihr Geld nicht umsonst aus. Wenn sie mehr als eine Million Dollar für ein technisches Bauwerk opfern, dann muß es schon etwas Besonderes sein.



Es ist in der Tat eine der interessantesten technischen Sensationen unserer Zeit, was die Amerikaner als besondere Sehenswürdigkeit für die Chikagoer Weltausstellung geschaffen haben. „Himmelsfahrt" hat man das gigantische Bauwerk getauft, das den Besuchern die Möglichkeit schaffen soll, ganz hoch aus den Lüften das weite Ausstellungsgelände zu überschauen und zugleich einen wundervollen Blick ins Land zu gewinnen. Von den beinahe zweihundert Meter hohen, mit Plattformen versehenen Türmen aus bietet sich bei klarem Wetter ein überwältigender Rundblick über die Staaten Michigan, Illinois und Indiana.

Selbst das gigantische Washington-Denkmal bleibt hinter der Höhe dieser Türme zurück. Man sieht in schwindelnder Höhe über die gewaltigsten Wolkenkratzer hinweg. Ein Blick in die unheimliche Tiefe erzeugt Gänsehaut, ausgenommen die wenigen, die von berufswegen schwindelfrei sein müssen.

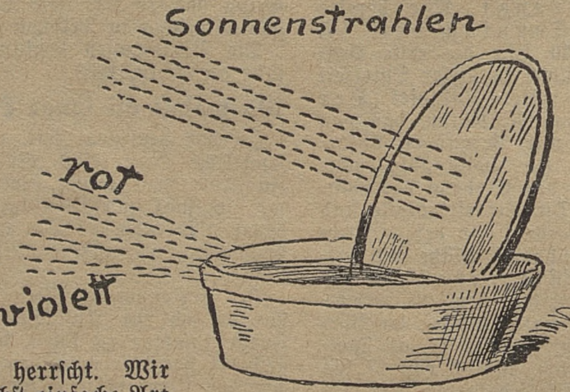
Wie man auf die Aussichtsplattformen hinaufkommt? Von beiden Türmen aus laufen zur Plattform der anderen dicke Stahlseile. An diesen klettern kleine, raketenförmige Wagen hoch. Bei Vollbetrieb lassen sich in der Stunde rund 4800 Menschen hinaufbefördern. Um den Fahrgästen eine „richtige" Raketenfahrt vorzutäuschen, hat man die Wagen mit Raketendüsen ausgerüstet, die, solange die Wagen in Betrieb sind, Dampf in den mannigfachsten Farben ausströmen lassen.

Von den gigantischen Ausmaßen der „Himmelsfahrts"-Brücke läßt sich ein Bild machen, wenn man erfährt, daß die freie Spannweite fast 654 Meter beträgt, während die Brooklyn-Brücke um 167 Meter geringere Spannweite aufzuweisen hat.

Der künstliche Regenbogen

Von der Wunderwelt der Gestirne abgesehen, ist wohl der Regenbogen das Prächtigste, das uns der Himmel als Anblick zu bieten hat. Zweifellos bereitet auch das häufige Farbenspiel des Morgen- und Abendhimmels ein Entzücken, namentlich wenn sich die herrlichen Farben noch in einer vorüberziehenden Wolke in zarter Tönung widerspiegeln. Ueberwältigender aber bleibt trotz alledem der Regenbogen. Allerdings tritt der Regenbogen nur unter gewissen Voraussetzungen auf: dann nämlich nur, wenn Regen fällt und wenn zu gleicher Zeit Sonnenlicht herrscht. Wir können uns auf höchst einfache Art ein Spektrum selber erzeugen, ohne daß man erst das Zimmer zu verdunkeln braucht. Ebenso ist auch kein Prisma erforderlich.

Zu dem interessanten Experiment benötigen wir lediglich ein Waschbecken oder sonst ein geeignetes Gefäß sowie einen Spiegel. Der Spiegel soll tunlichst rund sein, da der viereckige Spiegel keinen so guten Effekt bringt. Das Gefäß wird bis ziemlich in die Nähe des Randes mit Wasser gefüllt. Dann stellen wir den Spiegel schräg in das Gefäß hinein. Wenn wir unsere kleine Vorrichtung nun so aufstellen, daß der Spiegel von den Sonnenstrahlen getroffen wird, dann wirft der Spiegel die Strahlen, die das Wasser passiert haben und nun zweimal gebrochen worden sind, zurück.



Die Brechung wird bei den violetten Strahlen am stärksten, bei den roten hingegen am geringsten sein. Die Wirkung wird noch deutlicher hervortreten, wenn man das Wasser erst dann langsam in das Gefäß laufen läßt, wenn wir das Gefäß mit dem schräg gerichteten Spiegel erst in den Bereich der Sonnenstrahlen gebracht haben.

Sch.

Alljährlich ein Atemzug

Eine geologische Merkwürdigkeit ist unweit der Stadt Castlemaine (Australien) anzutreffen, eine Absonderlichkeit, die man sonst in der Welt vergeblich suchen wird, nämlich: ein Berg, der atmet und zwar nur ein einziges mal jährlich.

Die Erscheinung ist wie folgt zu erklären: Ungefähr vor einem halben Jahrhundert befand sich in dem Berg ein tiefer Schacht, der unter Tage führte. Einige Zeit nach der Stillegung des Bergwerks stürzte der Schacht ein. Von der ehedem vorhandenen breiten Mündung ist heute nichts weiter mehr als ein ganz schmaler Spalt erhalten. Durch diesen Spalt nun vollzieht sich seit mehreren Jahrzehnten der sonderbare Vorgang des Atmens.

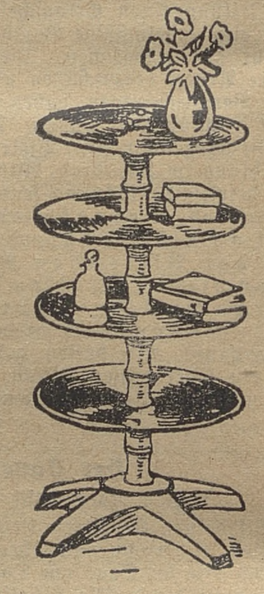
Diese Atemfunktion hat folgende Ursache: Das poröse Gestein, das den Hügel bildet, wird von einer Basaltschicht von ziemlicher Dicke verdeckt. Unter der Einwirkung der sommerlichen Temperaturen beginnt sich der Basalt infolge ständiger Ausdehnung zu „werfen". Die tieferen, porösen Schichten hingegen „reißen", es entstehen unzählige Spalten, die mehr oder weniger breit sind. Durch den Hauptspalt, der von obenher tief hinab reicht, strömt ununterbrochen Luft zu, die sich in den inneren Rissen des Berges festsetzt. Zieht nun die Kälte mit Hereinbruch des Winters den Basalt immer mehr zusammen, dann werden die eingeschlossenen Luftmassen wieder nach außen gedrückt: der Berg atmet...

Die Stadt mit der Tarnkappe

Der nie rastende Forschergeist hat nicht geruht, bis er zu den licht- und wärmespendenden Strahlen auch die verdunkelnden Strahlen erfand, eine Errungenschaft, deren Tragweite heute auch noch nicht annähernd zu übersehen ist. Diese neuen Deckstrahlen haben sich im Dienste der wissenschaftlichen Forschung bereits als überaus nützlich erwiesen. Das schon längst erträumte Ziel, ganze Städte im Augenblicke der Gefahr völlig unsichtbar zu machen, dürfte nach Erfindung der Deckstrahlen wohl schon in naher Zukunft erreichbar sein. Die Techniker sind in dieser Beziehung jedenfalls sehr zuversichtlich geworden.

Müssen ausgediente Schallplatten fortgeworfen werden?

Nein! Auf die allereinfachste Weise läßt sich aus ihnen unter Zuhilfenahme von einigen Nähröllchen, eines hölzernen Fußes und einer wenige Millimeter starken Drahtstange ein kleines, niedliches Möbelstück, ein Ständer zur Aufbewahrung von Büchern, Vasen, Kästchen usw., anfertigen. Die Herstellung ist so einfach, daß sich auch der Ungeübte ohne weiteres daran wagen kann.



Alljährlich schreibt jeder Berliner 463 Briefe. Diese Ziffer ergibt sich nämlich, wenn man die jährliche Gesamtzahl der Briefe, die bei der Oberpostdirektion Berlin eingeliefert werden und die sich auf beinahe zwei Milliarden belaufen, auf den Kopf der Bevölkerung umrechnet.

Karl der Kleine

*Roman von **Wolfgang Marken***

(17. Fortsetzung.)

Die Freude in der Villa war grenzenlos, aber dieser Freude folgte ein furchtbarer Schmerz.

Denn zwei Tage später war Bolles Wurstfabrik nur mehr ein Schutthaufen!

In der Nacht vom Sonntag zum Montag war sie durch einen Bombenanschlag in die Luft gesprengt worden.

Die Polizei stand ratlos. Niemand vermochte es sich zu erklären, wer ein Interesse an der Zerstörung dieses Werkes haben konnte.

Aber innerhalb sechzehn Stunden wurde der Täter durch die Aufmerksamkeit eines Gesellen der Firma ertappt. An der Trümmerstätte hatte er den ehemaligen Prokuristen Steinicke, der wegen Veruntreuung vor nun bald zwanzig Jahren entlassen worden war, vorbeischleichen gesehen.

Karl von Große entsann sich der Drohbriefe, die er vor vielen Jahren einmal erhalten hatte, und die die Vernichtung der Fabrik ankündigten.

Steinicke wurde kurzerhand verhaftet.

Er leugnete entschieden, hatte sogar ein großartiges Alibi, aber Kommissar Dr. Schneidewind, ein gewitzter Mann, forschte gründlich nach und fand den klaren Schuldbeweis.

Da gab Steinicke das Leugnen schließlich auf und gestand seine Tat ein. Er erklärte, daß er die Rache zwanzig Jahre aufgeschoben hatte. Vor kurzem hatte er sich erst in den Besitz einer Höllenmaschine gesetzt, die nun glänzend gearbeitet hatte.

„So! . . . Und jetzt ist er ruiniert, der Herr von Große,“ sprach er voll satanischer Freude. „Jetzt macht mit mir, was Ihr wollt!“

* *
*

Karl von Große steht mit August Bolle stumm vor den Ruinen des Werkes. Neu aufbauen ? Wo soll er das Geld hernehmen? Er würde mindestens vierhunderttausend Mark dafür brauchen. Versichert ist die Fabrik nur gegen Feuer. Hier handelt es sich aber um ein Attentat, dafür haftete die Versicherungsgesellschaft nicht.

Die Hypothekengläubiger kommen und machen Vorwürfe. Sie sehen ihr Geld schon verloren.

Karl setzt ihnen auseinander, daß er nur zahlen kann, wenn er Kredite erhält, die es ihm ermöglichen, wieder aufzubauen.

Die Gläubiger lehnen aber weitere Geldhilfe ab und erklären, daß sie sich an dem noch vorhandenen Besitz der Firma Bolle & Co. schadlos halten werden.

Da fühlt Karl von Große die Hand seiner Frau auf der Schulter.

„Lieber Mann . . . ich weiß, wie wehe es dir tut, daß unsere Fabrik durch diesen Schurken der Vernichtung anheimgefallen ist. Aber . . . Kopf hoch! Und wenn wir wieder von klein anfangen müssen! Wir haben uns doch lieb!“

Heiße Freude durchströmt Große.

„Du hast recht, Gretel! Wir werden auch damit fertig werden! Ob klein, ob groß . . . wir bleiben die Alten!“

„Jawoll!“ fällt Bolle ein. „Und ick fange ooch noch mal mit an! Zu een kleen Laden langt's schon noch! Und Minna muß Uffschnitt säbeln!“

Die Gesellen, die um ihren Chef herum stehen, müssen mit Tränen in den Augen lachen.

Solche Chefs kriegen sie nicht wieder! Mit den schönen Zeiten ist's vorbei!

Da kommt Schrippe mit einem Telegramm gelaufen.

Große reißt es auf. „In einer Stunde ist unser Junge da!“ ruft er. „Leute, wollt Ihr ihn mit mir zusammen von der Bahn abholen?“

Und ob sie wollen! Keiner will zurückstehen.

* *
*

Fünfzig Mann hoch warten sie auf dem Anhalter Bahnhof voll Spannung. Endlich läuft der Zug ein.

Fünfzig Augenpaare suchen die Reihen der Reisenden ab.

Da! . . . Vater Schrippe hat sie zuerst entdeckt. Da kommen sie, die beiden großen, schlanken Kerle mit den verbrannten Gesichtern.

Sie erblicken die Angehörigen und Kameraden und winken ihnen schon von weitem zu.

Das Wiedersehen fällt äußerst herzlich aus.

Vater und Mutter umarmen den Jungen zuerst, hierauf Luise, und dann geht es über Großmama und Papa und Schrippe die Reihe weiter.

„Gott sei Dank, daß du da bist!“ sagt Frau Grete immer wieder. „Jetzt ist mir wieder wohler!“

„Hast du dich gesorgt, Muttchen?“

„Ach, so sehr, mein Junge! Weil du so weit weg warst!“

„Es war schön, Muttchen, wunderschön! Aber jetzt bleibe ich zu Hause. Jetzt ist's für eine Weile genug, nicht wahr?“

Die Gesellen bestürmen Karl gleich wegen des großen Fußballspiels, bedeuten ihm, daß er in den Vorrundenkämpfen mitspielen müsse bis zur Endausscheidung.

Das ist ein Leben und Treiben!

Und keiner denkt in der Wiedersehensfreude an den Trümmerhaufen der Fabrik.

Bis Große plötzlich zu seinem Sohne sagt: „Mein Junge, daß du endlich da bist mit Thomas, das ist uns eine unaussprechliche Freude, aber etwas anderes hat uns großen Kummer gemacht. Hast du nicht gelesen, daß unsere Fabrik zerstört ist?“

Karl verneint bestürzt und erfährt vom Vater, was vor kurzem geschehen ist. Er wird ganz blaß, aber bald faßt er sich wieder: „Mache dir keine Sorgen, Vater, du wirst die Fabrik schöner denn je aufbauen!“

Große weiß nicht, was der Sohn damit meint, er fragt auch nicht.

Karl nimmt von den Kameraden Abschied, verabredet mit ihnen ein Treffen auf dem Fußballplatze und fährt dann mit den Angehörigen heim.

Da gibt's nun ein Fragen und Erzählen. Karl soll berichten, aber er will erst alles Nähere über das Attentat auf die Fabrik hören, ja er dringt darauf, daß der Vater mit ihm den Ort des Unglücks gleich besichtigt.

Das Herz tut ihm weh, als er sieht, was da durch den Schurken Steinicke angerichtet worden ist.

„Was kostet der Neuaufbau unserer Fabrik?" fragt Karl nach einer Weile.

„Rund vierhunderttausend Mark!"

„Ist das Unternehmen belastet?"

„Ja, mit zweihundertfünfzigtausend Mark!" Der Vater berichtet ausführlich von der aufgenommenen Hypothek. Karl sagt stolz: „Wo findet man soviel Ehrenhaftigkeit auf der Welt, wie bei Großpapa? Nur noch bei dir, Vater!"

„Ich meine, auch bei dir, mein Sohn?"

„Ich hoff's, Vater! Was brauchst du an Betriebskapital?"

„Du sprichst ja gerade so, als wenn du es mir verschaffen könntest."

„Das kann ich auch! Und zu Bedingungen, die leicht tragbar sind. Genügen dreihunderttausend Dollar?"

„Du bist verrückt, Junge! Vollkommen genügen die!"

„Paß auf, diesen Betrag verschaffe ich dir! Jetzt will ich daran denken, daß mir einst jemand Geld anbot, soviel ich wollte. Ich hab's nicht angenommen, ich wollte es nicht zum Luxus, zu einem vergnüglichen Leben haben. Es war so viel schöner! Aber nun soll das Geld sechshundert Menschen Arbeit schaffen!"

„Karl, Karl, was für Ueberraschungen werde ich mit dir noch erleben? Am Ende warst du gar auch der spurlos verschwundene neugewählte Präsident von Uruguay?"

„Ja! Ich war Alfredo Colleani!"

Große bringt vor Staunen kein Wort hervor.

„Niemand soll es wissen, Vater! Ich habe dir noch viel zu erzählen. Ernstes und Heiteres. Mir dünkt, als ob das Schicksal manchmal Lust hätte, mit einem Bocksprünge zu machen. Vorbei! Ich will nichts als jung sein und schaffen! Und wenn ich in deinen Jahren, Vater, noch soviel Jugend im Herzen haben werde, wie du sie noch hast . . . dann will ich glücklich sein!"

„Es ist gut, Karl!" sagt Große froh. „Wir verstehen uns! Das macht das Leben lebenswert, wie es auch immer sei."

* * *

„Sssst!" mahnt Bolle den Vater Schrippe. „Janz stille, Schrippe . . ."

„Wat is denn los?" flüstert der brave Alte.

„Unser Kleener telephoniert mit Amerika. Det Jespräch muß bald kommen!"

Schrippe bleibt die Spucke weg.

„Mit Amerika? Nee sowat, sowat! Kann man denn det?"

„Sssst . . . janz ruhig, Schrippe! Jroße Dingers jehen in die Welt vor, und unsa Kleener . . . oho! Det wird noch een janz berühmta Mann! Wenn de bloß denkst . . . mit Kaiser von Japan hat er zusamm' jefrühstückt. Een kostbaren Brillianten hat die Majestät ihm jeschonken! Jawoll! Sssst, Schrippe, det Jespräch muß jleich da sein!"

Karl sitzt allein im Büro und wartet auf das Ferngespräch mit New York.

Große ist mit seiner Frau bei der Schwiegermutter. Frau Grete ist voll Spannung.

„Warum spricht er denn mit Amerika?" fragte sie wiederholt.

„Det kost doch eene Stange Jeld!" fällt Großmama ein.

„Mindestens fünfhundert Mark!" sagt Große seelenruhig. „Aber Karl hat seinen Grund. Ihr werdet ihn schon erfahren!"

* * *

Colleani sitzt mit Amy beim Abendtisch.

Da klingelt das Telephon.

Der Bankier meldet sich.

„Mister Colleani!" ersucht das Fernamt. „Bitte, bleiben Sie zu Hause! Wir bringen in einer halben Stunde ein Gespräch aus Germany!"

„Yes, ich bin zu Hause."

Er geht zu seiner Frau und sagt erregt: „Ein Gespräch aus Deutschland . . . das . . . das kann doch nur Karl sein!"

„Sicher!" ruft Amy erfreut. „Endlich läßt er einmal von sich hören."

„Weißt du, was das heißt? In diesem Sommer noch reisen wir nach Deutschland. Willst du? Wir benutzen den Zeppelin, fahren erst nach Montevideo und besuchen Angelicas Grab."

Amy nickt zustimmend. Der Gedanke an ihr Kind läßt Tränen in ihre Augen steigen.

Endlich kommt das Ferngespräch.

Die Verständigung ist gut.

Colleani unterscheidet klar und deutlich Karls Stimme.

„Vater Colleani . . . bist du dort? Hier ist Karl von Große!"

„Bist du endlich wieder in der Heimat angelangt? Wir freuen uns sehr! Im nächsten Monat werden wir dich besuchen!"

„Ihr seid herzlich willkommen. Heute habe ich eine große Bitte!"

„Sprich sie aus!"

„Meinem Vater ist ein großes Unglück widerfahren! Ein Schuft hat unsere Fabrikanlage in die Luft gesprengt. Wir wollen neu aufbauen. Du hast mir einstmals Geld angeboten, damals lehnte ich's ab, denn für mich brauchte ich es nicht. Jetzt geht's aber um sechshundert Menschen, die ihre Arbeit wiederfinden sollen! Könntest du mir einen größeren Betrag leihweise zur Verfügung stellen?"

Der alte Colleani ist ganz glücklich. Es ist ihm eine kindliche Freude, jetzt diesem Menschen, den er liebt und über alle Maßen hochachtet, helfen zu können.

„Verfüge über alles, was ich habe, Karl!" sagt er rasch.

„Ich brauche dreihunderttausend Dollar!"

„Morgen steht dir bei der Deutschen Bank in Berlin eine Million Dollar zur Verfügung!"

„Soviel brauche ich nicht."

„Eine Million habe ich gesagt! Verfüge darüber, wie du willst. Nimm, was du brauchst und verwalte den Rest für mich. Wenn ich in Berlin bin, werden

wir weiter darüber reden. Der Betrag ist natürlich zinslos."

„Nein, nein! Wir wollen verzinsen, Vater Colleani!"

„Gut, Karl!" lacht dieser und denkt, es ist ja einerlei, einst wird dir ja doch alles gehören. „Verzinse es mir also mit zwei Prozent. Mehr erhalte ich hier augenblicklich auch nicht."

Es ist nicht die Wahrheit, aber Karl glaubt es ihm, denn er hat von billigem Gelde gehört.

„Vielen, vielen Dank, Vater Colleani! Und kommt bald!"

„Willst du mit Amy sprechen?"

„Ja! Gern!"

Die Frau geht an den Apparat und nimmt den Hörer. Ihr Herz klopft heftig.

„Bist du es, Karl?"

„Ich bin's, Mütterchen! Bin nun wieder heimgekehrt. Wie geht es dir?"

„Dir habe ich mein spätes Glück zu verdanken, mein Karl!"

„Dem Schicksal, Mütterchen! Das hat mich geführt. Wir sind alle von Gottes Hand an unsere Plätze gestellt. Lebe wohl und komm bald nach Deutschland! Ich freue mich schon jetzt darauf."

Das Gespräch ist zu Ende.

* * *

Die Tür geht auf.

Bolle steht mit glücklichem Gesicht im Rahmen.

„Großvater!" ruft Karl fröhlich. „Es geht weiter! Morgen beginnt der Neuaufbau!"

„Wat sagste, Karleken . . . du . . . hast det Jeld schon?"

„. . . geschafft! Jawohl, Großvater! Auf, zu Vater!"

Große hat ebenfalls voll Spannung gewartet, seine Familie nicht minder. Endlich kommt Karl zu ihnen.

„Vater, es wird aufgebaut! Morgen können wir bei der Deutschen Bank über eine Million Dollar verfügen. Zinssatz zwei Prozent. Bist du damit zufrieden?"

Große wird blaß vor Aufregung.

„Aber Junge . . . Junge . . . eine Million Dollar! Ja, aber wer ist denn dein Geldgeber?"

„Der Millionär Ernest Colleani und seine Frau, meine Freunde, die beide zusammen an die hundert Millionen Dollar Vermögen besitzen."

„Du jrundgütiger Himmel!" seufzt Minna. „Jibt's denn so ville Jeld?"

„Det jibt's, Minneken! Weeste noch, wo du dir ooch mal Millionärin jeschumpfen hast?"

Ein befreiendes Lachen geht durch das Zimmer.

Große umarmt seinen Sohn.

„Mein Junge, mein Junge! Wir bauen wieder auf! Aber das ganze Geld brauchen wir gar nicht!"

„Ist ja auch nicht nötig. Das bleibt auf dem Konto, bis Colleani kommt. Wir holen nur, was wir brauchen!"

* * *

Karl trifft sich mit seinen Fußballkameraden auf dem Sportplatze.

Aber nicht nur sie sind gekommen, sondern es hat sich auch beinahe die ganze ehemalige Bolle-Belegschaft mit Kind und Kegel eingefunden.

Alle wollen sie den Juniorchef sehen und ihm ihr Beileid wegen des Unglücks aussprechen.

„Ach was!" sagt Karl. „Macht nicht so trübe Gesichter! Die Fabrik wird neu aufgebaut, und ihr alle habt in vier Wochen wieder Arbeit. Und dann läßt euch mein Vater sagen: Für diesen Monat, den ihr feiern müßt, zahlt er euch allen das halbe Gehalt aus."

Die Leute sehen sich erst ungläubig an. Dann aber bricht der Jubel los. Nur glückliche Gesichter gibt es.

Karls Klubkameraden umarmen ihn.

* * *

Bolles Konkurrenz hatte schon aufgeatmet, daß künftighin ein großer Produzent wegfallen würde, sie rechneten bereits mit größerem Umsatz.

Aber da kam plötzlich die Sensationsmeldung: Große baut sein Unternehmen auf!

Hundert Leute arbeiteten bereits, um ein neues, noch schöneres Fabrikgebäude erstehen zu lassen. Mit aller Energie ging man an die Aufräumung.

Große war in seinem Element. Er kam die nächsten Tage nicht zur Ruhe. Lieferanten, Baumeister und Handwerker kamen und gingen schmunzelnd mit fetten Aufträgen weg.

Rasch aufbauen! Das war die Devise! In vier Wochen spätestens mußte der Betrieb wieder laufen. Große versprach den Leuten für jeden gewonnenen Tag Prämien.

Der zugesagte Betrag war pünktlich angewiesen und Großes Konto gutgeschrieben worden.

* * *

Der Bankier Haterton trifft Colleani an der Börse.

„Wie geht's Ihnen, Mister Colleani?"

„Ausgezeichnet! Nächsten Monat fahre ich mit meiner Frau nach Deutschland. Karl ist eingetroffen!" Der alte Herr scheint ganz glücklich.

„Ah, Alfredo Colleani, Ihr Sohn, der nicht Ihr Sohn ist!"

„Der es aber durch die Heirat mit meiner armen Tochter Angelica wurde."

„Sagen Sie, Mister Colleani, ist es ein Geheimnis . . . oder können Sie mir verraten, wer dieser Mann eigentlich ist?"

„Ein Deutscher, namens Karl von Große!"

„Sehr interessant! Und lebt in . . .?"

„Berlin! Dort hat sein Vater eine große Fleischwarenfabrik. Bolle & Co. heißt die Firma."

„Bolle, Bolle . . . ist die nicht kürzlich niedergebrannt? Ich habe doch so etwas gelesen!"

„Ja, leider, in die Luft gesprengt. Aber der Junge baut sie wieder auf. Er hat mich von drüben telephonisch angerufen. Er brauchte Geld. Ich habe noch nie einem Menschen so gern Kapital zur Verfügung gestellt wie Karl! Das werden Sie verstehen!"

„Das verstehe ich! Ich glaube, Mister Colleani, ich hätte es auch getan!"

„Wirklich? Alle Hochachtung, Mister Haterton!"

„Zu einem Menschen, der es im Handumdrehen beinahe zum Präsidenten von Uruguay bringt, muß man Vertrauen haben."

„So ist es! Uebrigens, ich habe auch die Absicht, nächsten Monat mit meiner Frau nach Deutschland zu reisen. Meine Tochter Grit wird mich begleiten. Sie kennen sie doch? Sie war sehr befreundet mit Mister Große. Wollen wir vielleicht zusammen reisen?"

„Mit Vergnügen, Mister Haterton! Es wird mir eine große Freude sein!“

Herzlich schütteln sich die Männer die Hände.

* * *

Die Fabrik Bolle steht wieder, größer und schöner als zuvor.

Sechshundert Menschen haben wieder Arbeit. Ein neuer Zug ist in das ganze Unternehmen gekommen. Karl arbeitet mit Thomas an der Seite des Vaters, der ihm vorkommt, er müsse sein Bruder sein. So jung, so lebenslustig ist er wieder.

Der Vater hat neue Gedanken, er bringt eine ganz neuartige Werbung, organisiert das Vertreternetz anders, und es gelingt ihm, sich in stärkerem Maße durchzusetzen.

Von morgens bis abends schuftet Große.

Wie früher, überwacht er das Würzen und würzt einzelne Spezialitäten selber. Qualität über alles! —

Die Fußballmannschaft Bolle hat sich diesmal durchgesetzt und zum ersten Male den Titel eines deutschen Meisters an sich gerissen.

Karl ist als Mittelstürmer schlechthin unerreichbar. Nürnberg mußte sich mit 2 : 6, Schalke mit 1 : 4 geschlagen geben, bei den beiden anderen Gegnern waren die Torresultate noch höher.

Der schönste Erfolg ist aber der, daß die Bolle-Elf als deutsche Mannschaft in den Kämpfen um die Weltmeisterschaft im Fußball eingesetzt wird.

Finale.

Das Riesenluftschiff „Graf Zeppelin IX“ flog in gleichmäßiger Fahrt mit einer Geschwindigkeit von hundertachtzig Stundenkilometern über den Ozean.

Unter den Passagieren befanden sich Mr. Haterton mit Frau und Tochter und das Ehepaar Colleani.

Als Grit erfahren hatte, daß es nach Deutschland ging, war sie außer sich vor Freude gewesen und hatte an Karl sofort ein Kabeltelegramm geschickt.

Nachdem Große das Telegramm, das ihm der Sohn hingab, gelesen hatte, überlegte er: Man soll ja mit achtzehn Jahren noch nicht ans Heiraten denken, aber . . . ich glaube, jetzt kommt Karls künftige Frau.

Aber er sagte nichts.

Grit hatte auf dieser Fahrt kaum ein Auge für die schöne Welt, die sich ihr so vielgestaltig bot.

Sie verging schier vor Erwartung und war überselig, als das Festland von Spanien auftauchte.

Immer wieder fragte sie den ersten Offizier, wann man in Friedrichshafen landen werde.

Ueberglücklich war sie, als sie hörte, daß der „Zepp“ diesmal bis Berlin fahren werde, da er Gäste für die Fußballmeisterschaft mit sich führe.

Natürlich flog man jetzt gleich bis Berlin.

Als das Luftschiff, überall stürmisch begrüßt, über Deutschland steuerte, da betrachtete Grit das schöne Land mit feierlichem Entzücken.

Das war seine . . . seine Heimat!

Alle Sehnsucht ihres Herzens war wach geworden. Sie freute sich unsagbar auf den Augenblick, da sie Karl wiedersehen durfte. Manchmal wurde sie ein klein wenig zaghaft, aber dann setzte sich der Optimismus ihrer Jugend wieder durch, und sie hoffte fest auf ihr Glück.

Endlich landete man in Berlin.

Grit atmete auf, als sie wieder auf festem Boden stand. Sie half den Eltern beim Aussteigen und war auch Frau Amy behilflich. Dann hielt sie nach allen Seiten Ausschau.

War Karl gekommen?

Ja, er war da! Karl und Thomas. Beide kamen sie gelaufen. Prachtjungens in ihren hellen Anzügen und den blauen Mützen.

„Grit!“ rief Karl schon von weitem.

„Karl!“ schmetterte das Mädchen mit heller Stimme und lief ihm entgegen.

Sie wußte nicht wie geschah, aber sie flog ihm in die Arme.

Karl hob sie jubelnd empor.

„Herzlich willkommen, du lieber, lieber Freund! Nicht wahr, Grit, jetzt sagen wir du?“

„Ja, Karl!“ lachte sie überglücklich.

Nun kamen die anderen heran. Colleani und Amy umarmten Karl und auch Thomas, Haterton und seine Frau schüttelten ihnen herzlich die Hand und freuten sich mit.

„Es ist wundervoll, daß Sie mitgekommen sind, Mister Haterton! Da habe ich doch einmal alle guten Freunde von drüben beisammen!“

„O yes, ich bin Ihr Freund, Mister Große! Grit war ja ganz toll vor Freude, als ich es ihr sagte. Nicht wahr, Mary?“

Frau Haterton lachte.

Arm in Arm schlenderte man zum Ausgang, nachdem Paßkontrolle und Zollrevision erledigt waren.

Am Ausgang erwarteten sie Karl von Große und August Bolle mit Luise. Luises Augen suchten natürlich zuerst Grit. Also das war „sie“! Die Amerikanerin gefiel ihr sofort, und Grit ging es genau so mit Luise.

„Also auch Karl!“ sagte Colleani zu Große.

„Jawohl, Mister Colleani . . . Karl der Große und Karl der Kleine . . . so sagen wir! Aber ich glaube, der Kleine wächst dem Großen über den Kopf.“

Dabei sah er mit einem zärtlichen Blick auf den Jungen.

Colleanis Augen saugten sich förmlich an Karl von Große fest! Also so sah Karls Vater aus! Prachtmensch! Und wie er den Sohn anblickte! Welche tiefe Liebe wohnte in diesem Vaterauge! Jetzt begriff Colleani alles. Einen solchen Vater haben . . . das bedeutete viel, das hieß, beizeiten reif werden für die schwerste Aufgabe.

* * *

Im Hause Bolle wurden die Gäste mit größter Herzlichkeit empfangen.

Man tat alles für sie, um ihnen den Aufenthalt so schön wie nur möglich zu gestalten.

Die Zimmer waren neu hergerichtet. Grit sah sich erfreut in ihrem lichten Stübchen um.

„Gefällt's Ihnen, Fräulein Haterton?“ fragte Luise.

Grit schloß sie in die Arme. „Oh . . . nicht Fräulein! Sie sind Karls Schwester! Wir müssen du zueinander sagen, ja?“

Luise gab ihr vor Freude einen schallenden Kuß.

Und den hörte zufällig Thomas, der an der Tür vorbeiging.

„Herrschaften . . . Tür zumachen bei solchen Angelegenheiten! Da läuft einem ja das Wasser im Munde zusammen!“

(Schluß folgt.)

Der deutsche Landwirt in Kleinpolen

Wochenbeilage zum „Ostdeutschen Volksblatt“, herausgegeben unter Mitwirkung des Verbandes deutscher landwirtschaftlicher Genossenschaften in Kleinpolen.

Nr. 3 — Lemberg, am 17. September (Herbstmond) — 1933

Unsachliche und sachliche Kritiker

Unsere Genossenschaften und ihre Tätigkeit stehen mitten in der Zeit und können deshalb auch von den Zeiterscheinungen nicht unberührt bleiben. Diese Tatsache äußert sich vor allen Dingen in der Generalversammlung. Denn die Mitglieder der Genossenschaft haben in der Regel nur einmal im Jahre die Möglichkeit, ihren Einfluß auf die Geschäftsführung geltend zu machen, und zwar durch Anregungen, durch Kritik oder auch durch den Stimmzettel. Darum ist es auch nicht nur ein Recht, sondern ebenso gut eine Pflicht der Mitglieder, die Jahresversammlung ihrer Genossenschaft möglichst vollzählig zu besuchen und von den ihnen zustehenden Rechten den richtigen Gebrauch zu machen: den Geschäftsbericht des Vorstandes entgegenzunehmen, Wünsche zu äußern und in der richtigen Form berechtigte Kritik zu üben.

Die Kritik der Mitglieder in der Generalversammlung ist verschieden; in Zeiten, wo alles gut geht, wo auch die Mitglieder unter sich und mit der Vereinsleitung eines Sinnes sind, da hat die Kritik nur wenig auszusetzen und wird auch einen ruhigen Verlauf nehmen; wenn aber die Zeiten schwerer und bewegter sind, wenn Reibungen persönlicher oder politischer Art entstehen, dann glauben gar manche sich zur Kritik berufen, und sie scheuen sich nicht, unter dem Deckmantel ihres guten Rechtes die Generalversammlung der rein wirtschaftlichen Genossenschaften zum Schauplatz persönlicher Gehässigkeit oder parteipolitischer Meinungsverschiedenheit zu machen, so daß die Besucher, die ehrlich um der Sache willen erschienen sind, sich abgestoßen fühlen und künftig der Generalversammlung fernbleiben.

Wer oft Generalversammlungen beiwohnt und also eine gewisse Erfahrung in diesen Dingen hat, der unterscheidet zwei Arten von Kritikern. Die einen sind Kritiker aus Prinzip. Sie stellen sich bewußt und absichtlich gegen alles, was in der Genossenschaft geschieht, sie wissen alles besser, sie hätten auch alles anders und besser gemacht als die Vereinsleitung; und wenn man sie einmal etwas gründlicher auf ihre Leistungen ansieht, dann muß man zumeist feststellen, daß sie immer nur von der Genossenschaft fordern, statt auch etwas für die Gesamtheit in der Genossenschaft zu leisten. Es sind eben Nörgler von Beruf, Leute, denen Geist und Verständnis für die genossenschaftliche Zusammenarbeit aller Mitglieder der Dorfgemeinde, das Verständnis für Selbstverwaltung und Selbstverantwortung mehr oder minder fehlt, denen auch nicht selten Eigennutz vor Gemeinnutz geht. Gewiß wirken solche Kritiker regelmäßig nur unangenehm auf den Verlauf der Generalversammlung, weil sie als Verneiner bekannt sind; aber sie rufen leicht gefährliche Störungen hervor in schwierigen und bewegten Zeiten, wo auch die einwandfreie Tätigkeit der Vereinsleitung doppelt scharf unter die Lupe genommen wird, sobald die doch überall und immer vorhandenen Unzufriedenen und Kurzsichtigen sich um sie scharen und noch etwaige andere Strömungen sich Geltung zu schaffen suchen. Unter solchen Verhältnissen werden diese Kritiker, wenn vielleicht noch Wahlen auf der Tagesordnung stehen, zu einer unmittelbaren Gefahr für die richtige Leitung oder für den Bestand einer Genossenschaft überhaupt.

Ganz anders ist die zweite Gruppe von Kritikern; sie heben sich auch schon durch ihre Art, durch ihr Auftreten und durch ihre Form vorteilhaft ab. Sie sagen nicht gedankenlos Ja und Amen zu den Berichten und Vorschlägen der Vereinsleitung, sondern sie üben Kritik; aber sie üben Kritik ohne Rücksicht auf Personen, weil es ihnen um eine Sache zu tun ist, die ihnen hoch steht über den Meinungsverschiedenheiten der Parteien, um eine Sache, die sie gesund und leistungsfähig erhalten wollen für ihren Stand und Beruf und ihre ganze Dorfgemeinschaft, eine Einrichtung, der sie, wenn notwendig, auch zu dienen und Opfer zu bringen bereit sind. Solchen Kritikern merkt man es schon an der ruhigen Haltung, an der wenn möglich schonenden Form, an der ernsten, innerlichen Art ihres Vorbringens an, daß sie weit entfernt sind von der Neigung zum reinen Widerspruch, daß ihre Kritik nicht Selbstzweck ist, sondern das Mittel, im gegebenen Falle Gebrauch zu machen von dem Rechte der Mitglieder, begründeten Tadel auszusprechen am richtigen Ort und durch brauchbare Vorschläge auch die eigenen genossenschaftlichen Gedanken der Generalversammlung zu unterbreiten und zu ihrer Durchführung mitzuhelfen.

So unerwünscht und gefährlich die Kritiker der ersten Gruppe sind, so unentbehrlich und förderlich sind unseren Genossenschaften und ihrer gesunden Entwicklung die Kritiker der zweiten Gruppe. Sie üben ja ihre Kritik nicht auf der Straße oder am Biertisch, um einen billigen Beifall zu erhaschen oder um sich wichtig zu machen bei ihren Mitbürgern; sie wollen als fortschrittliche Mitglieder auch ihre Genossenschaft den Forderungen der Zeit gewachsen wissen zum Nutzen der ganzen Dorfgemeinde. Mitglieder, die in solcher Gesinnung kritisch Stellung nehmen zu den Verwaltungsorganen der Genossenschaft und ihrer Tätigkeit, das sind keine Außenseiter, sie stehen sogar mitten in der Genossenschaft, sie arbeiten und schaffen mit ihr als treue und vollwertige Mitglieder. Solche Kritiker wissen eben, daß sie nicht nur Rechte haben, sondern daß diesen mindestens auch ebenso große Pflichten gegenüberstehen, die sie aber auch in der Praxis erfüllt haben und weiter erfüllen; und für Kritiker, welche all diesen Voraussetzungen und Bedingungen genügen, die insbesondere selber leisten, was sie von anderen fordern, für Kritiker dieser Art muß jede verständige Vereinsleitung nur dankbar sein; denn sie wird sich mit ihnen über die sachlichen Meinungsverschiedenheiten leicht zusammenfinden zu erfolgreicher genossenschaftlicher Arbeit. Den Kritikern von Beruf aber muß die Vereinsleitung entgegentreten durch möglichst einwandfreie Geschäftsführung, volle Erfüllung ihrer Pflichten und nicht zuletzt dadurch, daß sie sich bemüht, auch alle Mitglieder zu einem zeitgemäßen genossenschaftlichen Denken und Handeln zu erziehen und sie in den genossenschaftlichen Einrichtungen zu schulen. Und gerade nach dieser Richtung ist in allen Genossenschaften ausnahmslos noch viel zu tun.

Von Lagergetreide ist kein Saatkorn zu nehmen

Ganz gleich, ob sich das Getreide früh oder erst später gelagert hat, leiden werden die Körner immer. Im ersteren Falle kommen sie schon nicht zur vollen Entwicklung und können daher später nur schwache Keime ausbilden; viele Körner keimen überhaupt nicht. Hat sich das Getreide erst kurze Zeit vor der Reife gelagert, so liegen zwar die Verhältnisse günstiger. Das Korn ist nun ganz oder fast ganz ausgewachsen; jedoch dringen Sonnenschein und Luft nicht genügend heran, und so kann sich die Schale nicht gehörig erhärten. Bei der Lagerung, sei es im Stroh, sei es auf dem Schüttboden, neigen solche Körner zum Dumpfigwerden; Schimmelpilze dringen leicht in sie ein, aber auch die Sporen von Brandpilzen bleiben beim Dreschen häufig haften, weil sie weich und nicht recht trocken sind. Nach längerer Lagerung schrumpft die Schale stark ein und wird dadurch rauh, bekommt also keine Glätte und keinen Glanz; die Körner werden unansehnlich und beeinträchtigen, wenn in großer Menge vorhanden, den Wert der ganzen Körnermenge, drücken somit den Verkaufspreis herab. Aber auch der Samenkörper und die Keimanlage leiden unter der Eintrocknung; die Keimung ist daher ebenfalls eine unsichere. Um solchen Schädigungen vorzubeugen, läßt man Lagergetreide für sich ausmähen und ausdreschen.

Beizt das Saatgut!

Ungebeiztes Getreide ist noch kein vollwertiges Saatgut, auch wenn es die höchsten züchterischen Eigenschaften aufweist. Bekanntlich haften ja jedem Saatgut äußerlich in mehr oder weniger größerer Anzahl die Erreger verschiedener Getreidekrankheiten an, welche sowohl Ertrag, wie auch Qualität der Ernte herabdrücken. Weizensteinbrand, Schneeschimmel, Streifenkrankheit sind diese Feinde. Mit auf ihre Rechnung ist es zu schreiben, wenn die Erträge nicht so ausfallen, wie man sich das erhofft hat. Die Tatsache, daß die Getreidekrankheiten sowohl in gut, wie schlecht gedüngten Schlägen, auf gutem und schlechtem Boden vorkommen, sollte dem Landwirt zu denken geben. Bedeutet dies doch nichts anderes, als daß durch das Auftreten der Getreidekrankheiten Aufwendung für Düngung, Saatgut und Bodenbearbeitung umsonst gemacht werden.

Glücklicherweise sind die Krankheiten bekämpfbar durch Beizmittel, wie z. B. das Universal-Trockenbeizmittel Uspulun oder durch das ebenfalls bei sämtlichen Getreidearten wirksame Uspulun-Universal. Die Beizung mit Uspulun-Trockenbeize gibt auch Gewähr dafür, daß das in die Erde gebrachte Korn unbeschädigt von Krankheitserregern die im Boden vorhandenen Nährstoffe ausnutzen und die Arbeit des Landwirts lohnen kann. Nur gebeiztes Getreide ist vollwertiges Saatgut.

Börsenbericht

1. Dollarnotierungen:

1. 9. bis 6. 9. 1933 priv. Kurs 6.15—6.20

2. Getreidepreise p. 100 kg am 6. 9. 1933:

	Loco Podwołoczyska	Loco Lwów
Roggen ex 1933	12.75—13.00	14.50 —
Weizen ex 1933	19.00—19.50	20.50—21.00
Weizenmehl, Luxus		39.00—41.00
Weizenmehl 50% „00“ ex 1933.		37.00—39.00
Roggenmehl 55% „00“		26.00—27.00

3. Molkereiprodukte u. Eier im Großverkauf:

1. 9. bis 6. 9. 1933: Butter Block 2.70 zł, Kleinpackg. 2.90 zł, Sahne 24% 0.90 zł, Milch 0.18 zł, Eier Schock 4.20 zł.

Mitgeteilt vom Verband deutscher landwirtschaftlicher Genossenschaften in Polen, Lwów, ul. Chorążczyzna 12.

AUS DER PRAXIS — FÜR DIE PRAXIS

Arbeiten im September

Mag der Landwirt den August als Ernting bezeichnen, für den Siedler ist der September der Erntemonat; jetzt erst reifen ihm die Früchte an Obstbäumen und Spalieren, jetzt erst führen die letzten sonnigen und warmen Tage des Jahres die Gemüsearten zu ihrem Wachstumsabschluß. Das allgemeine Reifen schließt auch die Blumen- und Gemüsesamen ein, die nunmehr abgeschnitten und zum Nachtrocknen im luftigen, trockenen Bodenraum aufgehängt oder auf Tüchern ausgebreitet werden. Gegen verfrühte Nachtfröste zu Ende des Monats werden Bastdecken, Strohmatten, Säcke oder Stroh als Schutzmittel für empfindliche Kulturen bereitgehalten.

Im Obstgarten wird das Gießen jetzt ganz eingestellt; denn der Fruchtbildung kann man nicht mehr damit dienen, wohl aber das „Reifen" des Holzes verzögern und durch Säfteanreicherung die Frostanfälligkeit steigern. Wer im Herbst Neupflanzungen vorhat, tut gut daran, sich schon jetzt in den Baumschulen schöne, starke Bäumchen der geeigneten Sorte auszusuchen. Bei der Sortenwahl sei er dessen eingedenk, daß in der Edelobstzucht unsere Zukunft liegt und daß sich das Obst um so leichter absetzt, je größere Mengen einer marktgängigen Sorte angeboten werden können. Man zersplittere sich also nicht in der Sortenwahl! Trauben werden zum Schutz vor Verunreinigungen durch Ruß und Staub und vor Fraß durch Vögel, Wespen und Fliegen in Gazesäckchen eingebunden.

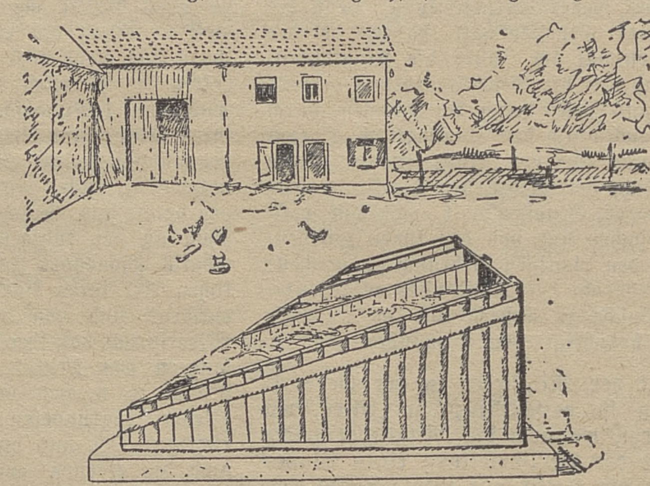
Auch im Gemüsegarten wird jetzt nur noch wenig gegossen. Nur flachwurzelnde Pflanzen, wie Radies und Salat, verlangen bei windigem und trockenem Wetter nach Wasser. So weit vorgeschritten wie die Jahreszeit schon ist, es können doch noch Einsaaten stattfinden, wie z. B. frühe Sorten von Radies, die sich in vier Wochen entwickeln, oder Rapünzchen, die winterhart sind. Um sie im Winter bei Schnee auch ernten zu können, wird ein Teil der Beete in der zweiten Novemberhälfte mit Langstroh oder Brettern gedeckt, doch so, daß die Luft nicht ganz von ihnen abgeschlossen wird. Durch solche Einsaaten kann man Mistbeete noch gut ausnutzen. In der zweiten Septemberhälfte wird Spinat für den Frühjahrs- und Winterverbrauch gesät. — An den Endivien werden die Spitzen der Blätter zusammengebunden, damit sie bleichen. Die zum Verbrauch im November und Dezember bestimmten Köpfe kommen erst Mitte Oktober ungebleicht ins Winterquartier. — Kohlköpfe, die aufspringen, müssen geerntet werden, weil sie ihre Entwicklung abgeschlossen haben. An den Tomatenpflanzen wird die Spitze über der letzten Blütendolde gekappt, da die sich später ausbildenden Blüten doch keine reifen Früchte mehr hervorbringen würden. Da auf den Spargelbeeten das Unkraut, besonders die Vogelmiere, sich breit zu machen beginnt, müssen sie noch zweimal gehackt werden. Schnecken, die sich im Herbst mitunter in großer Zahl zeigen, werden entweder in der Frühe mit feingemahlenem Kainit bestreut oder man legt Bretter aus, unter denen sie sich tagsüber verkriechen und dann leicht eingesammelt werden können.

Im Blumengarten werden die Blumenzwiebelbeete gegen Ende des Monats tief umgegraben, mit Komposterde gedüngt und neu mit Blumenzwiebeln bepflanzt. Anfang des Monats kommen Topf- und Kübelpflanzen, die den Sommer über im Freien eingepflanzt waren, wieder in Töpfe. Die Erde wird gut angedrückt und tüchtig eingeschlämmt, damit sie schnell anwurzeln. Sie bleiben aber ebenso wie jene Pflanzen, die man im Keller überwintert, noch so lange wie möglich im Freien. An den Rosen werden alle wilden Triebe sauber weggeschnitten.

Den Geflügelhof beherrscht Ruhe, es ist die Zeit der Mauser. Der Eierertrag muß dann gering sein, weil alle Kräfte zur Bildung des Winterkleides gebraucht werden. Dem muß durch kräftige, kalkhaltige und fleischbildende Ernährung Rechnung getragen werden. Die Hühner brauchen jetzt einen besonders großen Bewegungsraum und Abwechslung, damit sie nicht auf Dummheiten, wie Federfressen, kommen. Bald kommt ja die Zeit, wo man ihnen den größten Teil des Garten freigeben kann. Doch es muß völliger Schutz vor schlechtem Wetter geboten werden. Die Junghennen werden mit Fußringen versehen. Die Ställe werden an einem warmen sonnigen Tage einer Generalreinigung unterzogen. — Gänse und Truthühner, denen die Stoppelweide nicht mehr Nahrung genug bietet, kommen, ebenso wie die Enten, in Mastvorbereitung, indem sie mit kleingeschnittenen Rüben und Kleie oder mit Getreideschrot gefüttert werden.

Dunglege

Durch unsachgemäße Lagerung des Stalldungs gehen alljährlich viele Millionen an wertvollen Pflanzennährstoffen, vornehmlich Stickstoff, verloren. Bei der Stallmistlagerung kommt es vor allem auf zweierlei an. Einmal auf die Trennung von Stalldung und Jauche und sodann auf möglichst luftfreien Abschluß. „Feucht und fest" lautet das alte Leitwort für die Stalldunglagerung. Dungstätten, auf denen der Stallmist in unregelmäßigen Haufen und der prallen Sonne ausgesetzt liegt und auf denen die Hühner ständig scharren, bedeuten eine fortgesetzte, unverantwortliche Vergeudung großer Wirtschaftswerte. Das wenigste, was verlangt werden muß, ist sorgfältiges Aufsetzen der Düngerhaufen in Kastenform, Fernhalten der Hühner von der Dungstätte und möglichste feste Lagerung.



Einen wesentlichen Fortschritt in der Stalldungfrage bedeuten die württembergischen Dungstätten oder Dunglegen. Es sind dies dreiseitig ummauerte oder mit starken Bohlenwänden abgeschlossene und nach einer Seite schräg abfallende Dungstätten, die durch Zwischenwände aus Bohlen oder Stangen in einzelne Fächer untergeteilt sind. Unter diesen Dungstätten befindet sich gewöhnlich die Jauchegrube. Die Zwischenwände sind am billigsten aus senkrecht gestellten Holzprügeln herzustellen. Diese Art von Zwischenwand hat sich zweckmäßiger erwiesen als der Länge nach gelegte Stangen und ist billiger als Bretter. Bei niedrigen Holzpreisen wird man die Umfassungswände aus mindestens 4 Zentimeter starken, besser aus 5 Zentimeter starken Dielen errichten. Zum Einsetzen der Dielen werden Holzpfosten verwandt. Zur Abdeckung der Jauchegrube unter der Dungstätte kann man gut alte Eisenbahnschwellen oder starke Stangen verwenden. Eine solche Holzdecke ist billiger als Eisenbeton und erfüllt ihren Zweck. Die Herstellungskosten der Dunglegen sind davon abhängig, ob der Bauer sich dazu entschließt, möglichst alles selbst oder nur mit wenig fremder Hilfe auszuführen, sowie von den Materialkosten. Werden Betonwände aufgeführt, so soll man beim Zement nicht sparen. Je Kubikmeter Fassungsraum sind die Kosten bei größeren Dungstätten gewöhnlich niedriger als bei kleinen. Auf ein Stück Großvieh wird man mindestens 3 Kubikmeter Fassungsraum für Jauche und 4 Kubikmeter Fassungsraum für Stalldünger rechnen müssen. Die Erfahrung lehrt vielfach, daß die alten Jauchegruben viel zu klein angelegt wurden. Je nach dem Raum, der hier neu angelegt werden muß, ändern sich die Kosten der Anlage.

Lesefrüchte

„Eine Gesundung der Agrarwirtschaft vermag nur im Rahmen der gesamten Volkswirtschaft zu erfolgen. Aber die Anpassung an den Bedarf ist eine unerläßliche Voraussetzung, um die höchstmögliche Rentabilität bei einst wieder besseren Zeiten zu erreichen. Wann diese kommen, weiß niemand. Denn niemand kennt ein praktisch anwendbares Heilmittel gegen den unheimlichen Schrumpfungsprozeß der Gegenwart. Auch die Autarkie ist als solches nicht zu bezeichnen. Sie ist ein durch die Verhältnisse aufgezwungener Behelf zur planwirtschaftlichen Regelung der äußeren Wirtschaftsbeziehungen, der auch bei vernünftiger Anwendung nur lindernd zu wirken vermag."

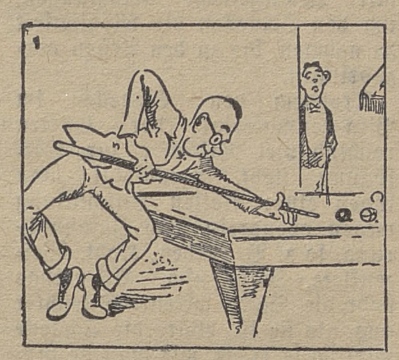
Professor Dr. K. Ritter, Berlin.

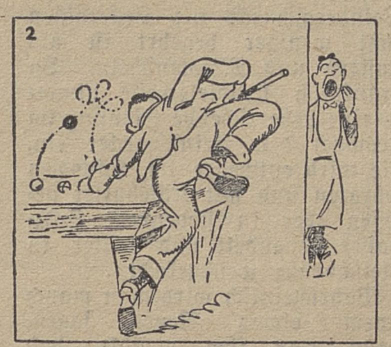


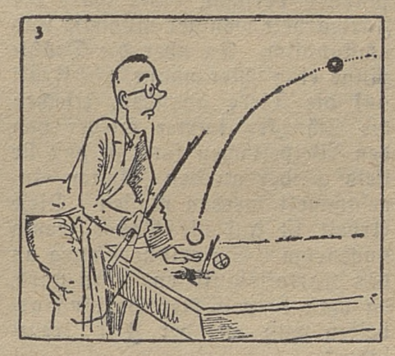
Lies und Lach'!

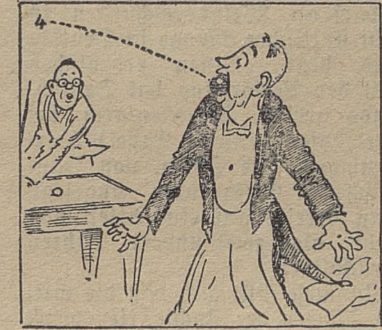


Der gelungene Kopfstoß









„Stell dir vor", erzählt Federmann, „gestern war der Hauswirt bei mir und hat gedroht, mich sofort auf die Straße zu setzen, wenn ich nicht innerhalb vierundzwanzig Stunden die Miete bezahle."

„Aber wie ist so etwas möglich?" schüttelte Mücke den Kopf. „Hast du dem Mann denn nicht gesagt, daß Notzeit ist und Krisis, und daß jeder seine Schwierigkeiten hat, Zahlungen pünktlich zu leisten?"

„Natürlich habe ich das gesagt", nickte Federmann, „aber er wußte es schon."

*

Als Stanislaus Leszczinsky, seines Zeichens König von Polen, seinen letzten Zahn verlor, besaß er den Humor, sich einen Hofzahnarzt anzustellen; und nicht minder humorvoll war die Wahl, die er für diesen Posten traf: Sie fiel auf Herrn L'Ecluse, einen treuen Karrenschieber der Thespis, einstmals Direktor der Variétés Amusantes zu Paris. Das Ergebnis dieses Zusammenwirkens finden wir in einem von Herrn L'Ecluse später verfaßten Verse niedergelegt:

Mein hoher König hatte keinen Zahn.
Das war für mich ganz gut; doch muß ich sagen:
Er war verbissen in den argen Wahn,
ich selber hätte weder Zahn noch Magen.
Ich sah, — wie ich gewissenhaft hier melde —
von Zähnen nichts — und nichts von seinem Gelde.

*

In Le Havre lebte ein alter Seemann, er wurde „le Père bleu" genannt, — man erinnerte sich nicht, ob wegen der Farbe seiner Mütze oder seiner Nase, beide waren blau und endeten in einem roten Punkt, — dieser Père Bleu war berühmt deswegen, weil er von allen auf der Reede Le Havres auftauchenden Schiffen kaum daß sie sich vom Horizont abhoben, Herkunft und Namen zu nennen wußte.

Tag für Tag stand Père Bleu an der Hafeneinfahrt und verdiente sich durch seine Kunst das Nötige für Brot und Wein. An einem schönen klaren Septembertag geschah es, daß Père Bleu befragt wurde nach einem kleinen Fischkutter, der dem Hafen von Le Havre zustrebte, da mußte er eingestehen, nach langem Hin- und Herschütteln des Kopfes und Hin- und Herschieben der Mütze von einem Ohr auf das andere und langem Hin- und Herrücken der Pfeife aus einem Mundwinkel in den anderen: Er kenne dieses Schiff nicht („Er kennt dieses Schiff nicht", flüsterten entsetzt die um ihn Herumstehenden.) — „Aber", fügte Père Bleu hinzu, „bestimmt ist es ein Schotte!"

Und als das Schiff herankam, suchte man den Namen zu entziffern, der am Bug stand, aber die gemalte Schrift war längst abgeblättert oder verschmiert. Doch als das Schiff landete, und die Matrosen an Land kamen, konnte man sich überzeugen, daß Père Bleu recht gehabt hatte; es war ein Schotte: Kelly Grove aus Leeds.

Und man fragte Père Bleu, woran er erkannt habe, daß dieser Allerweltskahn ein Schotte sei.

„Das war sehr leicht zu erkennen", antwortete er, „es mußte ein Schotte sein, es konnte nur ein Schotte sein, denn es schwärmten keine Möwen um das Schiff." (Möwen schwärmen nur dort, wo etwas für sie abfällt.)

*

In einer mährischen Garnison spielt die Militärkapelle. Der Feldzeugmeister schickt seinen Burschen zum Kapellmeister, um den Titel des soeben gespielten rührenden Liedes zu erfahren.

Der Bursche geht, kommt und meldet:

„Diese Weise, bittschéeen, heißt „Pospischill"!

„Das ist doch kein Liedtitel!"

„Kapellmeister hot zu mir gesogt, das Liedl heißt „So wie du"! — und ich heiß Pospischill."

*

Mutter: „Wenn ich nur wüßte, was ich mit Baby anfange, es schreit so fürchterlich."

Kleine Tochter: „Aber, Mutti, hast du denn keine Gebrauchsanweisung mitbekommen?"

*

Bismarck hatte 1867 das Gut Varzin gekauft und war auf der diesem nächstgelegenen Station Schlawe soeben dem Eisenbahnzuge entstiegen. Wie in solchen kleinen Orten üblich, begaben sich viele der biederen Bürger regelmäßig zu den Ankunftszeiten der Züge nach dem Bahnhof, um auf diese Weise wenigstens etwas von der großen Welt draußen zu erhaschen und ihre Neugier zu befriedigen. Selbstverständlich erregte der stattliche, in elegantes Zivil gekleidete Fremde der dazu der ersten Klasse entstiegen war, allgemeines Aufsehen. Bismarck wartete auf dem Bahnsteig und ließ sich endlich auf eine Bank nieder. Nun litt es einen der biederen Schlawer Schuhmachermeister nicht länger, schüchtern setzte er sich an das andere Ende der Bank und fragte nach einer bedrückenden Pause endlich: „Sie kommen wohl von Berlin?" „Richtig", antwortete Bismarck, „und was treiben Sie eigentlich?" „Ich bin der Schuhmachermeister N. von hier." „Das trifft sich ja fein", sagte Bismarck, „ich bin auch Schuster." „Ei, ei, da haben Sie wohl große und vornehme Kundschaft in Berlin?" „Ich danke, es geht an." In diesem Augenblick meldete ein Postbeamter in ehrerbietiger Haltung: „Exzellenz, die Extrapost steht bereit." Ganz verdattert stand der biedere Schuster da; ehe er aber eine Entschuldigung hervorstottern konnte, klopfte ihm Bismarck freundlich auf die Schulter und sagte: „Sollten Sie mal nach Berlin kommen, lieber Kollege, dann besuchen Sie mich mal in meiner Werkstatt, Wilhelmstraße 76. — Auf Wiedersehen."

*

Littmanns sind jung verheiratet. Am dritten Tage sagt die junge Frau:

„Lieb, es war nett von dir, daß du mir das Kochbuch geschenkt hast, aber" — und dabei wird sie ganz rot — „vorläufig werde ich es leider noch nicht brauchen können!"

„Warum denn nicht, Kleines?"

„Ach, — die Rezepte sind immer für fünf Personen berechnet!"

*

In einer kleinen Stadt in Spanien findet zu Ehren eines Ministers ein Festessen statt. Das Essen ist gut und die Laune ausgezeichnet. Da begibt sich einer der Stadtväter im Auftrage des Bürgermeisters an den Platz des Ministers und fragt diesen leise:

„Wünschen der Herr Minister jetzt zu sprechen, oder sollen sich die Gäste noch eine Weile amüsieren?"

*

Arzt (zu einer eingebildeten Kranken): „Ein Mittel gibt es noch, das Sie sicher retten würde!"

„Und was wäre das?"

„Verheiraten Sie Ihre Tochter. Sie sind dann Schwiegermutter, und die haben bekanntlich ein sehr zähes Leben."

*

Klein-Edith geht mit ihrer Mutti an einem schönen Sommertage am Ufer eines Flusses spazieren, in dem viele Menschen baden. Noch mehr Sonnenhungrige liegen am Ufer und lassen sich bräunen. Etwas weiter tummelt sich Vieh auf den Wiesen und ein niedliches Fohlen wälzt sich behaglich im Grase. Die Kleine, die weiß, wie sehr die Menschen auf eine gebräunte Haut Wert legen, bleibt staunend vor dem Fohlen stehen und fragt: „Mutti, warum sonnt sich denn das Pferdchen? Es ist doch schon sowieso braun!"



Jagd auf Nilpferde

Von Willy Förster.

Das sind die Wasser des Weißen Nils. Wir gleiten in den zerbrechlich leichten Booten der Eingeborenen den Fluß hinab. Mit flinken Ruderschlägen jagen die braunen Gesellen die Kähne über das träge fließende Wasser. Eine grünüberflochtene Insel fliegt geräuschlos vorbei. Laut klingt die Stimme Aljoschas zu mir herüber, der mit seiner Hand hinüber an das Ufer zeigt. Das Ufer trägt das rosarote Geschmeide bewegungsloser Flamingoketten, die geduldig auf dem geknickten Bein im Uferschlamm stehen und auf Beute lauern. Dann wird das ‚Geschmeide plötzlich schneeweiß. Kronenkraniche und Reiher tragen ihre großen Schnäbel auf gebogenem Halse.

Schwarze Baumstämme, denen wir uns ab und zu nähern, die aber dann plötzlich untertauchen, machen mich stutzig. Plötzlich sehe ich neben meinem Boot wieder einen gezackten Baumstamm auftauchen. Wie feig ist mein Schrecken, als ich plötzlich ein Krokodil erkenne, das seinen bepanzerten Leib ins Wasser peitscht, sobald es unser Boot gewahrt hat.

Aljoscha winkt und deutet mit der Hand dorthin, wo der Flu einen Wasserarm in einen kleinen See schickt. Später höre ich ein fernes Schlürfen und Schnaufen. Dann tauchen plötzlich einige glänzende Nilpferdleiber unter, die uns trotz der großen Entfernung schon gehört haben mögen. Die Wellen, die die Tiere aufgewirbelt haben glätten sich in das träge Braun des Flußlaufes. Die Neger reißen die Boote mit hastigen Stößen an das Ufer hinüber, daß die Riemen nur so kreischen. An einer offenen Stelle des Uferdickichts legen wir an.

Plötzlich hören wir ein gurgelndes Gebrüll irgendwo aufsteigen. „Die Nilpferde!" meint Aljoscha und streicht vor Ungeduld über seine Büchse. Die Neger aber springen auf und geben uns ein Zeichen, nachzukommen. Wir halten den Atem an, als wir, vom Schilfe gedeckt, dorthin schleichen, wo das Brüllen aufstieg. Unter meinen Füßen knackt kaum merklich ein Schilfbündel. Aljoscha faucht mich an. Nur der Fluß ist zu hören, der hier und da in Verstecken gluckst. Auf einmal gehen die Neger sogar in die Knie. Wie Tiere kriechen sie mit lauschenden Köpfen dahin. Auch wir gehen zu Boden. Entsetzt sehe ich vor mir eine große, plumpe Echse in das Schilf gleiten. Ich springe auf. Die Neger legen den Finger an den Mund. Kaum taste ich mich auf allen Vieren weiter, da hebt eine Schlange neugierig ihren Kopf, die sich auf einem Stein sonnt. Am Leibe rinnt mir der Schweiß herunter. Die Hände reiße ich mir an den Dornen auf und der Gewehrlauf glüht in der unbarmherzigen Sonne. Dann kommen wir in ein Dickicht hoher Papyrusstauden. Die Neger bleiben lauschend hocken. Plötzlich hören wir jenes Schnauben ganz in der Nähe. Aljoscha will schon aufspringen. Wieder hören wir wildbewegtes Wasser. Ob sie uns gehört haben? Hinter dem verstrickten Gebüsch muß der Fluß sein, und man wird die Tiere erkennen können. Geduckt beginnen sich die Neger hindurchzudrängen. Nach endloser Zeit sind wir soweit, daß wir das Wasser aufschimmern sehen. Gehässig schwirren wieder Wolken von Insekten um uns herum. Das Schilf stinkt und modert in der Hitze.

Da hebt auf einmal in einer Entfernung von dreißig Metern ein Nilpferd seinen kistenförmigen Kopf aus dem Wasser. Aus den Nasenlöchern springt unter Gefauche Wasser. Die winzigen Ohren bewegen sich wie Propeller. Und da plötzlich springt der gewaltige Koffer des Flußpferdeschädels auf, und man kann in ihm das Dickicht gewaltiger Zähne und Hauer erkennen. Noch ein schnaufender Ballon steigt auf. Die Nilpferde scheinen sich sehr wohl zu fühlen in den heißen Wassern des Nils. Wie Donner hört sich das zufriedene Gebrüll an. Aljoscha nimmt das Gewehr an die Backe und gibt mir das Zeichen, gleiches zu tun. Da, was ist das? Stutzen die Tiere? Aber schon krachen unsere beiden Gewehre los. Vogelschwärme schwirren über uns auf Unter lautem Getöse wühlen sich die beiden Kolosse unter das Wasser, welches aufgischtet. Auf einmal aber schießt einst der Tiere wieder aus dem Wasser auf und wirft sich in einem wilden Kampf hin und her. Das Ufer poltert von seiner Schwere. Aber Aljoschas Kugel sitzt gut. Matter und matter werden die verzweifelten Schläge des Tieres und schon liegt es still auf dem Wasser. Gebläht wie ein Ballon. Ich hatte mein Ziel verfehlt. Unersättlich jagen Insekten ihre Stachel in mein Gesicht, das schon entstellt sein mag.

Die Neger laufen zu unseren Booten zurück. Sie rudern hastig auf die kleine schwimmende Insel des Nilpferdeleibes zu. Das Tier im Schlepptau kommen sie bald herangerudert. Sie beginnen auch gleich die Beute zu zerteilen. In langen Streifen ziehen sie die Haut herunter. Nach einer kurzen Weile kommen auch schon Neger aus einem Dorf herbei, das hier am Ufer sich irgendwo in die Sträucher verstecken mag. Auch sie helfen mit, das Tier zu zerlegen. Ein Teil des Fleisches hängen sie an einen gewaltigen Baum, der in der Nähe steht, zum Trocknen auf.

Wir setzen uns in eins der Boote und rudern langsam den Fluß aufwärts zu unserem Lager zurück.

Besuch auf der Schneckenfarm

Es dürfte noch wenig bekannt sein, daß in manchen Ländern die Weinbergschnecke als Leckerbissen nicht weniger begehrt ist als Austern und Miesmuscheln. In Frankreich beispielsweise nimmt sie eine beherrschende Stellung im Kochbuch der Feinschmecker ein. Sie wird entweder im Häuschen gebraten und mit Käsebutter gegessen oder in siedendem Salzwasser behandelt und später in Fleischbrühe weichgekocht.

Wahrscheinlich wird man manch einem etwas Neues sagen, wenn man ihm erzählt, daß Frankreich seinen alljährlichen Bedarf an Weinbergschnecken in recht stattlicher Menge in Deutschland deckt. Einen erheblichen Teil der Versorgung hat Deutschlands größte Schneckenfarm bei Carlshafen (unweit Kassel) übernommen. Die Farm, von französischen Emigranten angelegt, kann bereits auf ein Alter von mehr als zweihundert Jahren zurückblicken.

Zunächst fällt auf, daß die weiten Flächen der Zuchtgärten durch zahlreiche querlaufende Drahtzäune von annähernd einem halben Meter Höhe unterteilt sind. Die Zäune haben den Zweck, schädlichen Tieren, wie beispielsweise den Igeln, den Zutritt zu verwehren, andererseits soll aber auch einem Verkriechen der Schnecken vorgebeugt werden. Aus diesem Grunde reichen die Zäune auch noch ein Stück weit in den Boden hinein. Außerdem ist der untere Teil der Bäume mit Drahtgeflecht umschlungen, um den Schnecken die Möglichkeit zu nehmen, bis zu den Aesten vorzudringen.

Trotzdem den Schnecken im Pflanzenmaterial der Gärten reichlich viel Nahrung zur Verfügung steht, verabfolgt man ihnen einer flotten Entwicklung wegen obendrein noch Zusatznahrung, so z. B. Rüben, Kohl, Weizenkleie, Salat usw. Allerdings sieht die Sache wesentlich leichter aus, als sie ist. Wäre die Schnecke wirklich so träge, wie man sie hinzustellen versucht, dann wäre die Farmarbeit weniger mühselig und umständlich. Da aber die Drahtzäune eine schier magnetische Kraft auf die Tiere ausüben, kriechen die Schnecken immer wieder von den Weideflächen fort, so daß sie stets wieder an den Zäunen eingesammelt werden müssen. Diese Arbeit ist auf die Dauer wenig angenehm. Sie erinnert etwa an das Kartoffelauflesen. Man wird, da man in gebückter Haltung arbeiten muß, mit der Zeit „kreuzlahm".

Mit dem Mästen der Weinbergschnecken wird etwa im Hochsommer der Anfang gemacht. Die Erntezeit setzt im Herbst ein. Eine große Farm wie die Carlshafener bringt Jahr für Jahr ungefähr sechshundert Zentner Schnecken. Das Beträchtliche dieser Menge wird einigermaßen klar, wenn man erwägt, daß erst etwa tausend Schnecken ein Gewicht von durchschnittlich dreißig Pfund ausmachen.

Bei aller Mühe, die das Arbeiten in den Zuchtgärten kostet, ist die Schneckenfarm immerhin auch heute noch ein Geschäft, das sich einigermaßen lohnt. Die Schnecke ist also nicht nur eine Delikatesse für den Gaumen, sondern auch für den — Geldbeutel.

Horst Thielau.

Die Harfe der Natur

Man geht durch den Wald. Plötzlich horcht man verwundert auf. Obwohl weit und breit keine Menschenseele zu sehen ist, hebt ein zartes, liebliches Musizieren an. Nach und nach schwellen die Töne vernehmlich an, um nach einiger Zeit wieder langsam abzuebben. Für denjenigen, dem die Erscheinung etwas völlig Neues ist, hat das Erlebnis etwas Schreckhaftes, etwas Unheimliches. Wenn der Wald weithin menschenleer ist, wer soll da musizieren können? Die Verwunderung ist umso größer, da man oft deutlich feststellen kann, daß die süße Musik aus allernächster Nähe kommt. In England und in Mittelfrankreich sind solche Erlebnisse keine Seltenheit. Die eigentümliche Erscheinung findet ihre Erklärung darin, daß es die Natur selbst ist, die durch Luftströmungen die harfenähnlichen Klänge hervorbringt. Am häufigsten läßt sich das Singen des Waldes an recht stillen Tagen wahrnehmen und zwar namentlich während der warmen Jahreszeit

Wechsel

Von Theodor Körner.

Wenn der Knabe geträumt von künftiger Großtat, so jauchzt er
Kindlich schwärmend, wie wird Vater und Mutter sich freun!

Mutig und still wirft der Jüngling den glühenden Sinn auf das Eine,
Und in jeglichen Traum webt er der Lieblichen Bild.

Doch mit ernstem Blick tritt der Mann in die Stürme des Schicksals,
Und des Ruhmes Gewalt lockt ihn zum Ziele der Bahn.

Aber der Greis — er knüpft seine Welt an das dämmernde Jenseits,
Und sein sterbender Blick segnet die Träume der Brust.

Von Frauen – für Frauen

Empfindlichkeit

Fast jeder Charakterfehler ist eine übersteigerte gute Eigenschaft. Aus Sparsamkeit wird Geiz, Offenheit wird Vertraulichkeit oder Grobheit, Festigkeit liegt sehr nahe beim Eigensinn und seines Empfinden verwischt leicht die Grenze und artet in Empfindlichkeit aus.

Menschen, die damit belastet sind, zerstören jegliche Harmonie des Lebens und werden für sich und ihre Umgebung eine schwer tragbare Last, der man mit der Zeit immer weniger Liebe und Sympathie entgegenbringt

Ein zufälliges Schweigen, eine vergessene Bewunderung, ein kritisches Wort, eine unterlassene Einladung, ein falscher Platz, ein scheinbar ungenügender Dank, jede Kleinigkeit wird übelgenommen. Die Ueberzeugung, daß alles nur geschieht, um zu kränken, kann man nicht zerstören. Auch wenn der eigene Wunsch nach Abänderung dieses quälenden Zustandes vorhanden ist, finden solche Menschen schwer aus ihrer Verstrickung heraus, wenn man ihnen nicht hilft.

Charakterfehler kann man bekämpfen, wenn man ihren Ursprung kennt. Uebertriebene Empfindlichkeit hat ihre Wurzeln in Minderwertigkeitsgefühlen, die wiederum die verschiedensten Entstehungsursachen haben können. Oftmals finden sie ihre Erklärung in der Unterdrückung des Betreffenden während seiner Kindheit. Aeltere Geschwister, allezeit überlegene Väter und Lehrer tragen viel Schuld daran. Jeder spüre einmal bei sich nach. Sicherlich wird er die Richtung finden und damit bereits einen Fortschritt erreicht haben.

Es ist zur Genüge bekannt, daß ein Mensch, der sich seines Wertes und seiner Persönlichkeit bewußt ist, überhaupt nicht auf den Gedanken kommt, daß man ihn absichtlich kränken oder herabsetzen will. Darum soll und muß jeder, der in dem vollen Besitz seiner moralischen Qualitäten ist, sich von Minderwertigkeit frei fühlen lernen. Wir können nicht alle großartige Leistungen vollbringen und haben trotzdem die Pflicht und das Recht, uns vollgültig in den Kreis der menschlichen Gesellschaft zu stellen. Wer das in sich aufgenommen hat, wird seine Empfindlichkeit als einen überwundenen Standpunkt betrachten.



Der Stammbaum

Wir sind alle das Ergebnis unserer Erbmasse: also die Zusammensetzung vieler Menschen, aus deren verschiedenen Eigenschaften körperlicher und seelischer Art, unser „Ich" entstand.

Von selbstverständlichem Interesse müßte es eigentlich sein, daß wir den Wunsch haben, unserer Herkunft nachzuspüren, die Zusammenhänge zu erkennen, Gutes würdig zu vertreten und Minderwertiges zu bekämpfen, damit wir bei unserer Fortpflanzung die Verantwortung tragen können für die kommenden Geschlechter.

Den Eltern erwächst die Verpflichtung, ihren Kindern Namen und Art der Vorfahren nach Möglichkeit zu erhalten. Was im Laufe der Zeit verloren gegangen ist oder nicht beachtet wurde, weisen Kirchenbücher und Standesämter nach und geben damit oft neue Forschungsquellen.

Das Anlegen einer Stammtafel ist weder schwer noch kostspielig Die Namen der Eltern und meistens wohl auch der Großeltern, sind immer vorhanden. Sie genügen schon für den Anfang. Ist der Stammbaum einmal gemacht, kommt man ganz von selber weiter, da das erwachte Interesse niemand mehr losläßt.

Kinder, denen in der Jugend die Ehrfurcht vor den Vorfahren und Eltern ins Herz gepflanzt wird und die darum wissen, daß sie ihnen zu danken haben, daß sie an Leib und Seele gesund geworden sind, werden niemals die Schuld auf sich laden, schwache und kranke Menschen in die Welt zu setzen.

—o—



Fische zu räuchern.

Not macht erfinderisch. Ich bekam einen 12pfündigen Lachs geschenkt und stand verzweifelt vor diesem Segen, mit dem ich nichts anzufangen wußte. Schließlich konnten wir doch nicht 14 Tage Lachs essen: Lachs gebraten, Lachs in Mayonaise, Lachs nach Müllerin Art, damit waren meine Rezepte erschöpft. Aber etwas mußte geschehen, wenn er regelrecht ausgenutzt werden sollte. Ich kam auf den Gedanken, ihn haltbar zu machen, legte den ungeschupften, gereinigten Fisch (für zwei Mahlzeiten hatte ich abgetrennt) in eine große Porzellanschüssel und übergoß ihn mit einer Salz-Lake, die so stark war, daß sie eine Kartoffel mittlerer Größe trug. Nach 24 Stunden nahm ich ihn heraus, trocknete ihn ab und schlug ihn in Musseline ein. Nun gab ich ihn 5 Tage zu meinem Fleischer zum Räuchern. Der Erfolg war großartig. Selten habe ich zarteren und besser schmeckenden Räucherlachs gegessen.

*

Auch die älteste Brotmaschine eignet sich dazu, daß man das Messer verchromen läßt. Auf diese Weise hat man eine Allerweltsmaschine, mit der man schnell und appetitlich harte Wurst, Eier, Käse usw. schneiden kann. Nur muß man nach Gebrauch das Messer säubern, damit sich der Geruch nicht aufs Brot überträgt.

*

Grasflecke in Weißzeug hinterlassen nach dem Auswaschen mit Seife stets eine schmutzig aussehende Stelle. Es ist daher notwendig, nochmals kochendes Wasser darauf zu gießen. Grasflecke aus bunten Stoffen entfernt man mit verdünntem Salmiakgeist oder man wendet heißen Spiritus an. Es ist aber notwendig, zuvor eine Probe zu machen, ob die Stoffe bzw. die Farbe die Behandlung aushalten.

Frau Mode empfiehlt

„Abschied vom Sommer" müßten diese drei Kleidchen heißen. Nur noch ein paar Wochen und aus strahlendem Sonnenschein und milder Wärme, aus Himmelsblau und Federwölkchen, sind Herbstnebel geworden. Gar zu gern strecken wir diese goldenen Tage ein wenig in die Länge und freuen uns an ihrer Leichtigkeit und Unbeschwertheit. Wir können noch lange Monate darüber nachdenken, wie der neue Mantel aussehen muß und wie das Teekleid geschnitten wird, „ob wir ihm einen viereckigen Ausschnitt oder lieber einen kleinen Stehkragen geben werden". Heute freuen wir uns noch der Gegenwart, und machen uns den Abschied dadurch leichter, daß wir ihn nicht mehr so gewaltsam nehmen.



Leset und verbreitet das „Ostdeutsche Volksblatt."

Jeder

neugeworbene Leser verhilft zur Ausgestaltung Deines Blattes.

Darum wirb!

Einladung zu der am Sonntag, dem 17. September 1933, um 14 Uhr 30 Min. in der evang. Schule in Lipnik stattfindenden

Mitglieder-Versammlung.

Tagesordnung: 1. Protokollverlesung, 2. Ernennung eines Schriftführers und zweier Protokollfertiger, 3. Revisionsbericht, 4. Jahresrechnung und Bilanz, 5. Gewinn- und Verlustrechnung, 6. Entlastung des Vorstandes und Aufsichtsrates, 7. Ergänzungswahlen, 8. Allfälliges. Der Geschäftsbericht liegt zur Einsichtnahme der Mitglieder im Geschäftslokale auf!

Spółdzielnia Zakupu i Sprzedaży z ogr. odpow. w Białej-Lipniku.

Pintscher mp. Jenkner mp.

Verantwortlicher Schriftleiter: Jaques Keiper, Lemberg. Verlag: „Dom", Verlagsgesellschaft m. b. H. (Sp. z ogr. odp.), Lwów (Lemberg), Zielona 11.
Druck: Concordia Sp. Akc., Poznań, Zwierzyniecka 6.